

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



<36602182430018



Weiber, Wein und Spiel!

Roman

von

Paul de Kock.



von

Max Stein.



„Ne quid nimis!"
Phèdre.

Pest, Wien und Leipzig, 1864.
Hartleben's Verlags-Expedition.





Erstes Capitel.

Nachbar und Nachbarin.

»Sagen Sie mir, Nachbarin, tanzt Anita heute Abend?«

»Anita? Ja, Nachbar! Sie tanzt im zehnten Tableau des Ballets und auch im sechzehnten.«

»Wie viele Tableaux hat denn das neue Ballet?«

»Ich glaube fünf= oder sechsundzwanzig.«

»So? Sie wissen es gar nicht?«

»Nein, und da ich beim Schluß nicht beschäftigt bin, so kümmert's mich nicht. Ich gehe nach dem sechzehnten Tableau.«

»Da wird die Vorstellung wohl sehr spät aus?«

»O, sie wird nie am selben Tage aus, an dem sie anfängt. Wenn jetzt die Vorstellung bei uns nicht bis nach Mitternacht währt, so ist man unzufrieden.«

»Ja, das Publicum ist ein Gourmand geworden, es hält nicht immer so viel auf die Qualität als auf die Quantität.«

»Sie kommen heute gewiß in's Theater?«

»Ja, wenn ich von meinem Onkel loskommen kann. — Ich esse bei ihm zu Mittag.«

»Ah, ein Familien=Diner! So etwas mag sehr amüsant sein!«

»Sprechen Sie mir nicht davon. Noch dazu bei meinem Onkel, der mir immer Moralpredigten hält.«

»Teufel, er hat vielleicht Recht; man sagt, daß Sie ein liederliches Tuch sind!«

»Man sagt! — Wer sagt das?«

»Beinahe die ganze Welt!«

»Die ganze Welt hat Unrecht.«

»Ah, Herr Felix, Sie stehen in sehr schlechtem Rufe.«

»Nun — und wenn ich besser bin als mein Ruf?«

»Man sagt, Sie lieben den Wein, das Spiel und die Weiber!«

»Vor Allem, meine kleine Nachbarin, würde ich die Weiber zuerst nennen. Ich glaube, die gehen Allem vor. Und ist es denn ein Verbrechen, sie zu lieben? Was für einen Begriff würden Sie von einem Manne haben, der dies nicht thäte? Sie würden sagen: Das ist ein abscheulicher Mensch.«

»Gut, ich will Ihnen diesen Fehler nachsehen.«

»Sagen Sie lieber, daß Sie mir ihn hoch anrechnen, das wäre richtiger.«

»Man darf aber nichts übertreiben, und wer alle Frauen liebt, liebt keine.«

»Glauben Sie? Da sind Sie sehr im Irrthum. Das ist gerade so, als ob Sie sagen würden: ich liebe den Wein nicht, weil ich alle Weine liebe — wenn sie gut sind und alle Weiber, wenn sie hübsch sind.«

»Dann sind Sie Ihrer Geliebten niemals treu?«

»So wenig als möglich!«

»Pfui, mein Herr, was Sie da sagen, ist abscheulich!«

»Was ich da sage, denken drei Viertheile der Männer,

aber sie sagen es nicht wie ich, — sie sind Heuchler und ich bin offen. Freilich soll man es in der Welt nicht sein. Es ist dies eher ein Fehler als eine gute Eigenschaft.«

»Ich werde meinem Alexander verbieten mit Ihnen umzugehen. Sie würden ihn mir verderben.«

»Ha ha ha! Das ist sehr gut! Ihr Alexander kann nicht verdorben werden — er hat nichts mehr zu befürchten.«

»Wie meinen Sie das, mein Herr?«

»Ich meine, daß er ein alter Roué ist und hundertmal schlechter als ich.«

»Warum nennen Sie ihn einen alten Roué? — Er ist noch sehr jung.«

»Sehr jung? Er hat seine neununddreißig Jahre — wenigstens!«

»Nein, mein Herr, nur fünfunddreißig.«

»Gut, meinetwegen nur fünfundzwanzig — wenn es Ihnen Vergnügen macht. — Es ist mir ganz gleich.«

»Sie sehen ebenso alt aus wie er.«

»Ich? Danke schön! Ich werde in sechs Monaten erst dreiundzwanzig!«

»Das thut nichts zur Sache. Mein Alexander ist viel frischer als Sie.«

»Hoho, Nachbarin! Sie sind heute sehr amüsant, — mein Wort darauf. Das haben Sie sehr gut gesagt! Es ist sonderbar, auf der Bühne sind Sie lange nicht so natürlich — wie kommt das?«

»Sie sind unausstehlich heute, Herr Felix. Machen Sie mich nicht böse, ich rathe es Ihnen, sonst sage ich dem Regisseur, er soll Sie nicht mehr hinter die Coulissen kommen lassen. Ich weiß überhaupt nicht, warum man Sie

dort duldet? Sie haben kein Recht dazu. Sie sind weder Dichter, noch Journalist, noch Decorateur, noch Compositeur oder Banquier.«

»Sie haben Recht, Nachbarin. Ich bin nicht einmal Soufleur, und doch möchte ich dieses Geschäft manchmal recht gerne übernehmen. Die Aussicht von dem Loche aus auf Beine und Strumpfbänder dieser Damen — muß köstlich sein.«

»Nun, so werden Sie Soufleur — das wäre ein Spaß.«

»O Himmel, was würde mein Onkel sagen, wenn er wüßte, daß ich solche Gedanken hege?«

»Er würde Sie enterben und wohl daran thun.«

»Da mein Onkel drei Söhne und eine Tochter hat, so habe ich ohnedies nicht die mindeste Aussicht oder den kleinsten Anspruch auf eine Erbschaft — und brauche also auch die Enterbung nicht zu fürchten.«

»Warum fürchten Sie dann so sehr ihn zu erzürnen?«

»Nun, weil es mein Onkel ist — der einzige Beschützer, der mir noch geblieben ist — da ich so unglücklich bin, meine Eltern schon als Kind verloren zu haben. Mein Onkel nahm sich meiner Erziehung an, ließ mich zum Handelsstande ausbilden — ich bin ihm also Dank schuldig.«

»Ist dieser Onkel reich?«

»Das will ich meinen. Beinahe Millionär.«

»Teufel, Sie sollten ihn ein bischen auf's Theater bringen.«

»Aha, wenn er hinter die Coulissen käme, da hätten Sie nichts dagegen.«

»Nun, nun, mein kleiner Felix, ärgern Sie sich nicht. Sie wissen, das war nur ein Scherz.«

»O, ich ärgere mich nicht, Hermance, ich weiß ja, daß Sie ein gutes Herz haben. Sie haben für Ihren Alexander Feuer gefangen — das gereicht Ihnen nur zum Lobe; — Sie vertheidigen Ihren Geliebten, während die Mehrzahl dieser Damen die ihrigen verspotten. Sie sind also besser als jene. Was nun meinen Onkel betrifft, so hat es mit seinem Coulissen-Besuch keine Gefahr. Er ist ein ernster, strenger Mann, der nie lacht, und wenn er wüßte, daß ich, sein Neffe, mich auf der Bühne herumtreibe, so wäre er im Stande, mir sein Haus zu verbieten.«

»O mein Gott, was für ein Bär! Auf diese Art werden seine Söhne wenig Vergnügungen mitmachen.«

»Seine Söhne? Er hält sie sehr strenge; er verbietet ihnen das Kaffeehaus, die Bälle und erlaubt ihnen nur sehr selten, das Theater zu besuchen! Die jungen Leute sind aber auch solid, kurz, es sind junge Leute, wie man heutzutage wenige sieht!«

»Also nicht nach Ihrem Schlag!«

»Nein! Ich muß auch gestehen, daß es mich sehr unglücklich machen würde, eine Lebensweise führen zu müssen, wie diese.«

»Sie wohnen gewiß bei ihrem Vater?«

»O natürlich — unter einem Dache. Sie dürfen nicht um eine Minute zu spät zum Frühstücke oder Mittagessen kommen, ohne tüchtig abgekanzelt zu werden! Und darum beneide ich sie — trotz ihres Reichthums — nicht um ihr Loos!«

»Und wie ist es mit dem Fräulein?«

»Sie ist sehr nett, sehr sanft, aber ein Kind — noch nicht fünfzehn Jahre alt. Mein Onkel läßt ihr gegenüber ein wenig nach in seiner Härte, und führt sie sogar öfters in's Theater. Emma aber macht keinen Mißbrauch von ihrer Macht und ist ebenso schüchtern und furchtsam gegen den Onkel, wie ihre Brüder.«

»Aber, mein Gott, Nachbar, wie viel Uhr ist es denn? Ich habe ganz vergessen, daß ich heute Vormittag Probe habe.«

»Warten Sie ein bischen, ich will es Ihnen gleich sagen — fünf Minuten über eilf.«

»Eilf Uhr! — Ah und die Probe ist für ein Viertel auf zwölf angesagt und ich — ich bin noch nicht angekleidet! Ich werde Strafe zahlen müssen! Daran ist mein Alexander Schuld; er verspricht mir schon seit drei Monaten eine Uhr, und ich habe sie noch immer nicht bekommen.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Nachbarin, wenn noch ein Monat vergeht, ohne daß Ihr Geliebter sein Versprechen gehalten hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß Ihnen auf dieser Uhr keine Stunde schlagen wird!«

Die Nachbarin hatte indessen das Fenster schon verlassen, und ihr Nachbar folgte ihrem Beispiele.

Das Gespräch, welches wir belauscht haben, wurde in einem Hause der Rue Mazagran von zwei Bewohnern des fünften Stockwerkes gehalten; die Tänzerin bewohnte eine kleine Wohnung nach der Straße zu, Felix ein Hofzimmer; der Hof war aber so klein, daß die beiden ganz leicht mit einander plaudern konnten, ohne auch nur genöthigt zu sein, die Stimme zu erheben.

Wie man schon erfahren hat, war die Nachbarin eine junge Künstlerin beim Theater, die es nöthig gehalten hatte, vor ihrem Eintreten in der großen Oper oder im Theater Français, sich erst bei dem Theater der Délassements-Comique am Boulevard du Temple engagiren zu lassen. Es ist eigentlich überflüssig zu erwähnen, daß damals diese kleine Bühne noch nicht demolirt und der arme Boulevard du Temple mit allen seinen Theatern, seinen Orangen-Verkäufern und Retourmarkenhändlern noch in vollem Glanze war!

Die Nachbarin wohnte zwar im Vordertract, wenn sie aber am Fenster des rückwärtsgelegenen Speisezimmers saß, so sah sie gerade zum Nachbar hinüber, dessen Fenster gegenüber von dem ihrigen lag und beinahe immerwährend offen stand, weil der Bewohner der Luft freien Zutritt zu seinem Zimmer gestatten wollte.

Der Nachbar war Felix Albrun, ein sehr hübscher Junge, mit einem Paar prächtiger schwarzen Augen, die beim Anblick eines schönen Weibes funkelten wie Kohlen, mit einer vortheilhaften Gestalt, hübscher Tournure und einem unerschöpflichen Fonds frohen Humors. Die Unterredung, die wir eben gehört haben, hat uns bereits darüber aufgeklärt, daß Felix dem Handelsstande angehört, aber im Rufe steht, ein liederlicher Mensch zu sein und jene Vorliebe für Weiber, Spiel und Wein zu besitzen, die man dummer Weise einen großen Fehler nennt.

Die Folge wird uns lehren, ob Felix Albrun seinen Ruf verdient.

Künstler werden leicht bekannt; Fräulein Hermance hatte bald mit ihrem jungen Nachbar gesprochen, den hinter den Coulissen ihres Theaters gesehen zu haben sie sich erinnerte.

Dann hatte auch Hermanceens Geliebter, der schöne Alexander, als er eines Nachmittags seine Cigarre am Fenster des Speisezimmers rauchte, Felix erkannt, mit dem er oft im Café du Cirque geplaudert hatte.

Da waren die Nachbarn intime Freunde geworden, und — o Wunder! — Felix dachte gar nicht daran der Geliebten seines Freundes den Hof zu machen, die übrigens auch ihrerseits nichts versuchte, um seine Eroberung zu machen.

Diese ebenso merkwürdige als seltene Thatsache verdient als Ausnahme von der allgemeinen Regel citirt zu werden.

»Gewiß wird sie Strafe zahlen müssen!« sagte Felix zu sich, indem er seine Commode durchstöberte, um einen Halskragen zu finden. Sie braucht immer sehr lange zu ihrer Toilette. Ich möchte wetten, daß sie nicht vor Mittag auf der Probe erscheinen wird. Na, um so schlimmer für Alexander, denn er wird die Strafe erlegen müssen. — Ah, das macht sich — kein Halskragen! Wie, sollte ich keinen einzigen reinen Halskragen mehr haben? Ich muß aber einen haben, um zum Onkel zum Diner zu gehen. Wenn ich nicht nett und sauber wäre wie »aus einem Schachterl«, so würde er sagen: »Man sieht, daß Du Dich mit deiner Toilette für mein Haus nicht anstrengst. Du denkst: es ist gut genug, wie es immer ist!« Ja, mein lieber Onkel ist scharf, wenn er anfängt. Ha, Triumph! Da ist einer! Es ist richtig der letzte! O, verdammt! es fehlt ein Bändchen daran! Das heißt im Unglück sein. Ich kann ihn doch nicht mit einem Bändchen befestigen? Was fange ich nur an?«

Felix — den Halskragen in der Hand — kehrt an's Fenster zurück und ruft:

»Nachbarin! Wollten Sie mir nicht ein Bändchen an meinen Halskragen nähen? — Ich habe nur diesen einen frischgewaschenen! Hehe! Nachbarin! — Verdammt, sie wird im Vorderzimmer sein — da kann sie mich nicht hören! — Nun bleibt mir nichts übrig als zu meiner Concierge hinabzugehen, zu der würdigen Madame Rabottot. Ich bin zwar nicht gut bei ihr angeschrieben, weil ich oft sehr spät nach Hause komme und ihr selten die Pfoten schmiere. Diesmal aber will ich mir fünfzig Centimes losreißen, und dafür ist sie im Stande auf dem Seil zu tanzen.«

Zweites Capitel.

Der Milchbruder.

Der junge Mann eilt zur Thür, öffnet sie und wie er hinausgehen will, steht er gegenüber von einem starken, etwa vierundzwanzigjährigen Burschen von mehr als mittelgroßer Gestalt, kräftig, muskulös und mit Fleischerhänden. Ueberdies ist er im Besitze eines Gesichtes, das nicht unangenehm sein würde, wenn es nicht den Typus der Dummheit trüge; für Personen aber, die nicht viel auf den Ausdruck der Gesichtszüge halten, konnte dieses Individuum unter die »schönen Bursche« gerechnet werden, denn er hatte große Augen, schöne Zähne, frische, volle Lippen und als Anzeichen von Gesundheit und Kraft eine herrliche Farbe.

Als er Felix erblickte, rief der starke Junge aus:

»Ah, das ist ein Glück! Er ist zu Hause! — Die Concierge hat mir nämlich gesagt: »Ich weiß bei Gott nicht ob er zu Hause ist: Herr Albrun thut den ganzen Tag nichts als hundertmal ausgehen und wiederkommen. Man kann ihm nicht immer nachrennen und also nicht wissen wie man daran ist. Steigen Sie hinauf und sehen Sie nach.« Aber ich bin sehr froh, daß Du da bist.«

»Nun ja, ich bin da, aber was willst Du von mir, Dufilet? was bringt Dich hierher? Welches Ereigniß führt Dich aus deinem Laden? Bist Du nicht mehr Fleischer? — das heißt Fleischerknecht? —«

»Doch, doch, — ach ja, aber nicht mehr für lange.«

»Ist dein Meister Hackauf nicht mehr mit Dir zufrieden?«

»O, im Gegentheil sehr zufrieden. Ich habe in vergangener Woche erst zwei Schöpsen den Garaus gemacht, und wenn ich mich brav aufführe, so hat man mir versprochen mich nächste Woche ordentlich schlachten zu lassen.«

»Wie, man wird Dich schlachten lassen?«

»Ja, ein Kalb oder einen Ochsen!«

»Armes Vieh! Ich könnte an deinem Stande keinen Geschmack haben, Dufilet, und doch muß ich gestehen, daß ich viel Geschmack an Cotelettes finde! Jetzt sage mir aber, was Dich zu mir führt, und noch dazu in großer Galla, denn bei Gott! Du bist ganz schwarz und hast eine weiße Cravatte.«

»Ich glaub's, daß ich schwarz bin! Wenn ich mich noch schöner hätte machen können, so hätte ich mich noch schöner gemacht, aber es war nicht möglich! — Aber das

ist jetzt allesein, ich bin verteufelt froh Sie zu Hause gefunden zu haben, denn die Concierge sagte mir: »Es ist leicht möglich, daß er fortgegangen ist, denn —«

»Genug, genug! Willst Du noch einmal anfangen, was Du mir schon gesagt hast? Laß' hören, was willst Du von mir?«

»Die Geschichte ist nämlich die, mein lieber Bruder — denn ich bin Ihr Milchbruder, wie Sie wissen. Wir haben an demselben Busen gesaugt, an dem der Mutter Michaud in Meudon. — Sie hat vortreffliche Milch gehabt, die gute Mutter Michaud.«

»Jedenfalls hat sie an Dir eine gute Kundschaft gehabt; Du mußt stark sein — wie Samson.«

»Was für ein Samson? Ich kenne keinen!«

»Das thut nichts. Ich bin Dir nicht gewachsen, aber — ich bin gesund und das ist die Hauptsache. Du bist also mein Milchbruder, das ist eine abgemachte Sache und außerdem macht es mir immer Vergnügen Dich zu sehen, denn Du bist ein braver und ehrlicher Bursche und ich dutze Dich auch wie damals, als wir noch klein waren. — Warum erwiederst Du das »Du« nicht?«

»O, zum Teufel nein! Der Respect und dann — ich weiß was ich Ihnen schuldig bin.«

»Laß' deinen Respect in Ruhe und sage mir endlich was Du von mir willst.«

»Na, — ich wäre schön angekommen, wenn ich Sie nicht gefunden hätte.«

»Schau, daß Du zu Ende kommst, Dufilet. Ich muß Dir sagen, daß ich ausgehen will.«

»Nun gut, Milchbruder, — ich komme Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten.«

»Eine Gefälligkeit? Sehr gerne, — vorausgesetzt, daß es sich nicht um Geld handelt, denn ich bin sehr selten damit versehen und jetzt ist vollständige Ebbe.«

»O nein, nein, von Geld ist nicht die Rede! Sie wissen ja, daß ich mich heute verheirate?«

»Du verheiratest Dich? Nein, davon wußte ich nichts. Das ist das erste Wort, das ich darüber höre.«

»Wie, haben Sie meinen Brief mit der Verlobungsanzeige nicht bekommen?«

»Nein, ich habe nichts erhalten.«

»Ah, das ist stark! Ich habe alle Briefe selbst in den Briefkasten geworfen und der Ihrige war gewiß dabei.«

»Wie lange ist das her?«

»O, Sie sollten ihn schon vor sechs Tagen bekommen haben.«

»Das ist wieder ein Schelmenstück meiner Concierge. Wir werden die Sache gleich aufklären, wenn wir hinabgehen. Kurz, Du heiratest heute, — das ist sehr schön, und hast mich vielleicht zur Hochzeitstafel geladen?«

»Teufel, das will ich meinen! Sie sind ja mein Milchbruder. Sie werden doch kommen? —«

»Die verdammte Concierge! Wenn ich nur davon gewußt hätte! Aber ich bin heute bei meinem Onkel zu einem feierlichen Zweckessen geladen — zu welchem Zwecke weiß ich zwar nicht, — aber ich darf unmöglich dabei fehlen.«

»Ach, das ist sehr unangenehm! Noch dazu werden wir ausgezeichnet essen in dem Gasthause am Teiche des

Parkes Saint-Fargeau in Belleville — denn ich heirate ein Fräulein von Belleville.«

»Ist sie hübsch, deine Frau?«

»Na ob! Sie ist noch hübscher als Frau, wie ich als Mann! Nun können Sie sich denken was für ein Paar wir sein werden.«

»Du hast Recht! Es wird wunderbar sein. Und Du bist mich holen gekommen, damit ich deiner Frau die Hand drücke?«

»O, wegen etwas ganz Anderem. Denken Sie sich nur, meine Brautführer waren Merluchet, das ist der Bruder meiner Frau, und dann Herr Grandcerf, ein Freund vom Schwiegerpapa. Mir war gerade nichts daran gelegen, diesen Herrn zum Brautführer zu haben, besonders nicht, weil er hinkt, und wenn er meiner Frau den Arm gegeben hätte, so würde er sie gewiß einen »krummen Weg« geführt haben. Der Schwiegerpapa aber sagte: »Ich will den Grandcerf zum Brautführer,« — da konnte ich es nicht abschlagen. Heute Früh aber, wie ich eben mit dem Ankleiden fertig bin, läßt mir der Schwiegerpapa sagen, daß sein Freund Grandcerf am Fuße ein Nagelgeschwür bekommen hat, und nicht auf die Mairie kommen kann, und ich mich augenblicklich um einen anderen Brautführer umzusehen habe. Natürlich dachte ich gleich an Sie und bin jetzt gekommen, Sie zu fragen, ob Sie mir diese Ehre erweisen wollen?«

»Ja, ich will es gerne, mein Freund, herzlich gerne.«

»Sie willigen ein? O, Sie sind wirklich mein Milchbruder!«

»Ja, ich nehme es an. Aber laß' einmal hören, wo heiratest Du denn?«

»In Belleville.«

»Ah, Teufel, da muß man sich also in der Mairie von Belleville einfinden?«

»Ja, um ein Uhr.«

»Gut. Ich muß zwar noch vorher in mein Geschäft gehen, aber ich habe Zeit genug, und werde um ein Uhr auf der Mairie von Belleville sein.«

»Und werden die Stelle des Herrn Grandcerf einnehmen — das ist ein Glück — und Sie — Sie hinken auch nicht?«

»Nein, und unter uns gesagt, mein lieber Dufilet, es wäre ein böses Vorzeichen gewesen, einen Grandcerf bei deiner Hochzeit zu haben.«

»Hahaha! — Ja, ich verstehe. O, das ist ein guter Witz — ein Grandcerf. Sie meinen wegen den Hörnern.«

»Natürlich.«

»O, aber ich bekomme eine Frau, die keinen Spaß versteht. Vorgestern wollte ich sie irgendwo zwicken — Sie wissen schon — um schneller bekannt zu werden; — sie hat mir aber eine Ohrfeige gegeben, die einen Schöps hätte niederwerfen können. Na — wenn sie ihre Courmacher so empfängt, dachte ich mir, so kann ich ruhig sein.«

»Wie heißt deine Zukünftige?«

»Laurette, Laurette Merluchet. Ihr Vater ist Maurermeister. Merluchet — Dufilet, das reimt sich — da müssen wir uns ja heiraten.«

»Wenn man alle Namen, die sich reimen, mit einander verheiraten wollte, so würde das doch zu weit führen. Aber

es ist Zeit, daß auch ich Toilette mache, um zu meinem Onkel zum Mittagessen gehen zu können.«

»Sagen Sie mir, Herr Felix, sehe ich so gut aus? Das ist ein ganz neuer Rock und das Beinkleid detto. — Steht's mir gut?«

»Lasse einmal sehen — drehe Dich um. Hm, nicht übel, aber es scheint, daß die Kleider Dich spannen.«

»Ja, unter dem Arme, aber der Schneider hat mir versichert, es würde sich schon geben.«

»Aber etwas fehlt Dir noch, Du hast abscheuliche Schuhe an.«

»Das weiß ich ganz gut. Ich will mir im Rückwege neue kaufen. Meine Füße sollen aussehen wie die eines Tänzers, um so mehr, da Laurette mir gesagt hat: »Wenn Du keine Lackschuhe trägst, so heirate ich Dich nicht!«

»So — das hat deine Zukünftige gesagt? Dann laufe schnell, mein Freund, Dir neue Schuhe kaufen, Du hast auch keine Zeit mehr zu verlieren — es ist zwanzig Minuten über eilf Uhr.«

»O, Du hast Recht — auf Wiedersehen, mein Bruder!«

»Ich gehe mit Dir hinab, ich muß mit meiner Concierge über deinen Brief sprechen.«

Die Milchbrüder stiegen nun die fünf Treppen hinab und gelangten an die Loge der Madame Rabottot.

Die Concierge ist eine kleine Frau, vertrocknet und runzelig wie Pergament; wenn sie sich herbeiläßt die Liebenswürdige zu spielen, so zeigt sie drei Zähne — einen im Oberkiefer und zwei im unteren — die gewaltige Lust zu haben scheinen, Einen zu beißen.

Felix öffnet die Thür der Loge.

Madame Rabotfot beschäftigte sich eben damit, ihrem alten Hunde die Flöhe abzusuchen, und ließ sich in dieser interessanten Arbeit nicht im mindesten stören.

»Madame,« sagte Felix, »wie kömmt es, daß ich einen Brief, welchen dieser Herr vor sechs Tagen an mich schrieb und selbst in den Briefkasten warf, nicht erhalten habe?«

»Ach schön — das ist wieder eine Rederei! Glauben Sie vielleicht, daß ich Ihre Briefe zum Gabelfrühstück esse?«

»Das nicht, aber Sie können vergessen mir dieselben zu geben und sie dann verlieren.«

»Ich verliere in meinem ganzen Leben nichts. Willst du dich ruhig halten, Lump! — Wo du das nur Alles aufklaubst, alter Loulou!«

»Dieser Brief,« sagt Dufilet, »konnte nicht leicht verloren gehen, denn er war sehr breit und lang.«

»Ah, dann war's also ein Circeculär! das ist etwas Anderes. So oft Herr Albrun eines bekommt, wirft er es auf die Erde und schreit: »Das kann ich nicht brauchen! Die Leute machen mich schon ärgerlich mit ihrem Geschreibsel!« Nun war ich in der Idee, daß das auch ein Circeculär war — was der Herr nicht brauchen kann und habe meinen Ofen damit geheizt; ich dachte: es sei gar nicht der Mühe werth, es dem Herrn erst noch hinaufzutragen.«

»Sie haben also eine Verlobungsanzeige und die Einladung zu einem Hochzeitsdiner verbrannt!«

»Na — es thut mir leid — warum aber wirft der Herr die Circeculärs immer in meine Loge! Das kommt jetzt davon!«

»Künftighin, Madame, werden Sie daran denken, mir

alle Briefe, die unter meiner Adresse kommen, zu geben — sonst werde ich mich beim Hausherrn beklagen.«

»Schon gut, schon gut! Der unnöthige Lärm wegen einer Verlobungsanzeige! — Aber halte dich doch ruhig, alter Azor!«

»Ah, was für ein schlechtes Exemplar von einem Frauenzimmer! Sie soll nie auch nur einen Sou von mir bekommen — ich schwör's bei allen Göttern!« rief Felix aus. »Ja, ich will mir sogar lieber einen neuen Halskragen kaufen, als sie ersuchen, mir an dem alten ein Bändchen anzunähen. Auf Wiedersehen, Dufilet; also, um ein Uhr auf der Mairie in Belleville — ich werde pünktlich sein.«

»Ich rechne darauf, mein Milchbruder; ich aber will nur schnell gehen, mir Lackschuhe zu kaufen.«

Drittes Capitel.

Die Schuhe des Bräutigams.

Felix hat seine Toilette beendiget bis auf den Halskragen, den er erst bei der Nätherin umbinden wird, wo er ihn kaufen will. Er eilt in sein Geschäft, da man aber gerade in einer Jahreszeit ist, in der der Handel mit Mousselins und farbiger Leinwand in Ruhestand lebt, so ist der junge Mann bald für den ganzen Tag frei, denn er ist nicht als Commis fest angestellt, sondern nur mit Geschäftsgängen zu den Kunden betraut. — Bald sitzt Felix im Omnibus, der ihn nach Belleville führt.

Es ist gut dem Leser zu sagen, daß die Barrieren von Paris zu jener Zeit noch nicht aufgelassen waren, und Belle-

ville folglich noch nicht einen Theil der Hauptstadt ausmachte.

Als Felix die Mairie betrat, schlug es ein Uhr.

»Ueber Unpünktlichkeit meinerseits wird man sich nicht beklagen können,« sagte er, indem er sich den Weg zu dem Saale zeigen ließ, in welchem die Ehen geschlossen wurden.

In diesem großen Saale waren eine Menge Menschen versammelt, da an diesem Tage fünf Hochzeiten stattfinden sollten. Von allen Seiten erblickt man Herren und Damen in großer Toilette; offen gestanden, sind diese Toiletten freilich nicht alle vom besten Geschmacke, aber — Jeder thut was er kann.

Die Hauptsache ist, daß beinahe alle Gesichter vergnügt sind und die feierliche Absicht zeigen sich zu unterhalten; es gibt sogar unter den Geladenen Einzelne, die sich schon früh darangemacht zu haben scheinen, und deren illuminirtes Gesicht und übertriebene Lustigkeit beweisen, daß sie schon im besten Zuge des Vergnügens sind.

Die Bräute sind in der herkömmlichen Toilette; der Strauß von Orangenblüthen fehlt nicht; vielleicht wird etwas Anderes fehlen, die Braut hat aber das Recht zu singen:

> Daß ich nicht fehlerfrei, weiß ich gar wohl,
> Doch dieser Strauch Alles gutmachen soll.

Felix musterte alle diese Bräute; er zählt deren vier, unter ihnen zwei häßliche, eine passable und endlich eine, die hübsch ist, aber fuchsrothes Haar hat.

»Im Grunde genommen,« sagt der junge Mann zu sich, »muß das Mädchen einem Liebhaber dieser Farbe als bezaubernd schön erscheinen — sollte dies Dufilet's Zukünftige sein? Aber — so sehr ich mich auch umsehe — ich

kann ihn nicht finden. — Wir wollen einmal Erkundigungen einziehen — ich weiß ja den Namen des Schwiegerpapas: Merluchet.

In Felix' Nähe befindet sich ein kleines Männchen, das viele Leute zu kennen und bei jeder Hochzeit dabei zu sein scheint, denn es richtet ziemlich freie Witze an jede der Bräute, und lacht dann selbst darüber, daß der Saal erdröhnt.

Da nichts so ansteckend ist, als das Lachen, so stimmen die anwesenden Männer bald im Chor in das Gelächter des gefälligen Kleinen ein. Jedoch gibt es doch Einige unter ihnen, die länger brauchen, bis sie in Zug kommen, und Felix bemerkt einen großen stämmigen Burschen, der wie ein verkleideter Bauer aussieht, am Ende des Saales auf einer langen Bank sitzen, und immer erst zu lachen beginnt, wenn die Uebrigen schon längst fertig sind — was eine sehr komische Wirkung hervorbringt.

»Mein Herr, wollten Sie — da Sie alle Menschen hier zu kennen scheinen — die Güte haben, mir zu sagen, welche von den Bräuten Fräulein Laurette Merluchet ist?«

»Laurette Merluchet? Die Tochter Jerome Merluchet's, des Maurermeisters?«

»Eben die, mein Herr.«

»Diejenige, welche den Nicolas Dufilet heiratet, den Fleischerknecht in Paris — der sich aber in einem Monat mit dem Heiratsgut seiner Frau ein Geschäft einrichten wird; er übernimmt den Laden seines Herrn, der sich zur Ruhe setzt.«

»Sie sind vortrefflich unterrichtet, mein Herr; Sie wissen sogar viel mehr als ich, da die letzteren Einzelheiten mir unbekannt waren.«

»O, aber ich weiß Alles! Ich kenne jeden Menschen in Belleville; ich lebe da seit fünfundzwanzig Jahren. Ich bin Rentier. Ich habe nichts zu thun, bin aber gerne nützlich; darum besorge ich auch die Commissionen der ganzen Welt — das amüsirt mich, das beschäftigt mich; wenn Jemand etwas von Paris braucht und nicht Zeit hat hinzugehen, so kommt er zu mir und sagt: »Mein kleiner Dardard« — das ist nämlich mein Name, Mithridate Dardard, Ihnen zu dienen — und sagt: »Mein kleiner Dardard, wollen Sie mir das Vergnügen machen, nach Paris zu gehen und dort das und jenes zu kaufen?« Ich nehm' es an und besorge den Auftrag — immer sehr gut, natürlich. Nun, vor acht Tagen gab man mir die Commission, Senfmehl für ein krankes Kind zu bringen — ich irrte mich und brachte Senf**körner** — es hat aber ganz dieselbe Wirkung gethan — das Kind ist gestorben — es war so keine Rettung mehr.«

»Nun, Herr Dardard, da Sie die ganze Welt kennen, wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir Fräulein Laurette Merluchet zu zeigen, denn ich bin ihr Brautführer; ihr Zukünftiger war heute Morgens bei mir und bat mich, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen.«

»Ich möchte Ihnen gerne die Braut zeigen, die Sie zu sehen wünschen, aber es hat eine kleine Schwierigkeit — nämlich — sie ist nicht da — Hahaha! — Der Grund ist gut! — Die Hochzeit Merluchet ist noch nicht angekommen. Sie kommen zu spät, denn sie sind als zweites Paar bestimmt. — Ja, heute werden fünf Hochzeiten gefeiert, und sobald der Herr Maire kommt, wird gleich angefangen.«

»Dann wollen wir warten, sie werden wahrscheinlich nicht lange mehr ausbleiben.«

»Sie sind ein Brautführer des Herrn Dufilet?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich verstehe! Sie sind Stellvertreter des Herrn Grandcerf! Der arme Grandcerf! Er leidet sehr an seinem Geschwür! Und ich bin eigens nach Paris gegangen, um ihm ein Pflaster zu bringen, das als vorzüglich bekannt ist, und ihn hätte augenblicklich heilen sollen. Nun, seit er es aufgelegt hat, geht es noch schlechter!«

Felix denkt: Wenn Herr Dardard es mit dem Pflaster so gemacht hat wie mit den Umschlägen für das Kind, so ist es kein Wunder, daß Herr Grandcerf seinen Pflichten als Brautführer nicht nachkommen kann.

»Fünf Hochzeiten an einem Tage, das ist mir sehr ungelegen!« fuhr Herr Dardard fort, »Sie können sich denken, daß ich überall geladen bin — und ich kann mich doch nicht in fünf Theile zerreißen — in vier ginge es noch eher — hahaha! Das ist kein schlechter Witz! — Ich habe den Brautpaaren allerdings gesagt: Ihr werdet um zwei Uhr speisen; Ihr um vier; Ihr um sechs — auf diese Weise hätte ich wenigstens drei Tafeln mitmachen können — aber sie haben nicht auf mich geachtet und wollen alle durchaus um vier Uhr das Festmal halten!«

»Glauben Sie denn, Sie wären im Stande gewesen, an einem Tage dreimal nacheinander zu diniren?«

»O ja, wenn man sich ein bischen schont, geht es ganz gut. Bei Einem ißt man Braten — beim Andern Fisch — und Champagner trinkt man überall, denn der fehlt bei keiner Hochzeit — Hahaha! Nicht wahr, Duport, es gibt keine Hochzeitstafel ohne Champagner?«

Derjenige, an den diese Frage gerichtet ist, schlägt

pflichtgemäß ein helles Gelächter an, die Nachbarn bilden den Chor, und wie die guten Leute sich endlich beruhigen, fängt der Mann auf der Bank ganz allein zu lachen an.

»Ah, da kommt die Hochzeit Merluchet!« rufen mehrere Damen und eilen zum Fenster.

Felix folgt ihrem Beispiele und sieht die Zukünftige seines Milchbruders. Es ist ein schönes Mädchen, stark gefärbt, kräftig gebaut, das seinen Brautkranz mit stolzer Miene trägt und nicht die mindeste Schüchternheit zeigt.

Vater Merluchet führt seine Tochter an der Hand; Dufilet, mit einer alten Tante am Arm, folgt rückwärts nach. Der Bräutigam ist noch röther gefärbt als sonst und scheint nur mit großen Beschwerden gehen zu können.

Diese fünfte Hochzeit tritt feierlich in den Saal.

»Sieh', man sollte denken, der Bräutigam hinkt!« sagt Herr Dardard. »Bei dieser Hochzeit muß also durchaus etwas krumm gehen!«

Dufilet stößt einen Freudenschrei aus, als er seines Milchbruders ansichtig wird, eilt auf ihn zu, um ihn seiner schönen Verlobten vorzustellen, und sagt:

»Meine liebe Braut, das ist mein Brautführer. Ich hoffe, er steht Herrn Grandcerf nicht nach und wir haben bei dem Tausche nicht verloren!«

Fräulein Laurette beglückt Felix mit einem sehr angenehmen Lächeln und sagt:

»O gewiß! dieser Herr ist mir viel, viel lieber! Erstens ist er wenigstens noch jung — und ein alter Brautführer sieht gar zu einfältig aus!«

»Nun — was sagen Sie, Herr Felix? Hatte ich gar so Unrecht zu behaupten, meine Braut sei hübsch — he? Es

ist ein nettes Exemplar von einem Frauenzimmer — wie gedrechselt und —«

»Nun, nun, Dufilet, kramen Sie jetzt Ihre Dummheiten nicht aus; der Herr sieht schon selbst, wie ich gewachsen bin.«

»Gewiß, meine Verehrte, und ich kann demjenigen nur gratuliren, der so viele Reize sein nennen soll!«

»Ja, ich glaub's, daß sie Reize hat — und das: solide!«

»Schweige, Dufilet, oder ich sag' es dem Papa!«

»Sie sind aber sehr spät gekommen!«

»Daran ist mein Bräutigam Schuld. Er geht wie eine Schildkröte — ich habe schon geglaubt, er wird uns unter Weg's verloren gehen.«

»Das ist nicht meine Schuld, sondern die meiner Schuhe. Verdammte Schuhe, wie sie mich drücken! Der Schuhmacher sagte mir, es würde sich im Gehen schon geben, aber gerade verkehrt! Wenn ich gehe, möcht' ich aus der Haut fahren aus Schmerz!«

»Dafür sehen deine Füße aber auch anständig aus!« warf Fräulein Laurette ein. »Ah, da kommt der Herr Maire! — Wir sind die Zweiten, nicht wahr?«

»Ja, ja, wir haben noch Zeit. Au! ich halt' es nicht länger aus — ich muß mich ein bischen bequem machen.«

Dufilet setzt sich neben den Mann, der immer zu spät lacht, bückt sich, um seine Schuhe abzuziehen, und sobald ihm dies gelungen ist, stößt er ein langes, aufathmendes »Ah!« der Befriedigung aus.

Fräulein Laurette hat indessen seinen Milchbruder Felix erst ihrem Vater, dem Maurermeister, vorgestellt,

dann ihren Brüdern, ihren Verwandten und allen Hochzeitsgästen.

Herr Merluchet schüttelt Felix die Hand auf eine Art, welche ihm beinahe die Finger verrenkt, und setzt dann sein Gespräch mit Mithridate Dardard fort, der versucht ihm zu beweisen, man speise viel angenehmer, wenn man sich erst um sechs Uhr zu Tische setzt. Aber die Beredsamkeit des »Factotums« des Dorfes scheitert hier. Er hat es heute mit Leuten zu thun, deren Hunger immer zu Hause ist, und Herr Merluchet entgegnet ihm:

»Darauf geb' ich nichts. Der arme Herr Grandcerf beklagt sich sehr über Sie.«

»Herr Grandcerf beklagt sich?! Und worüber? Ist es meine Schuld, wenn sein Geschwür sich nicht zertheilen will?«

»Zum Teufel, so scheint es! Ich glaube, Sie haben ihm nicht die Salbe gebracht, die ihm empfohlen wurde; zum Unglück hat er erst heute die Aufschrift des Siegels gelesen, es ist keine Salbe für Geschwüre, sondern für Hühneraugen!«

»Ah — was Ihnen einfällt — das ist ja nicht möglich! Ich erinnere mich ganz genau, eine Salbe für Hühneraugen begehrt zu haben — nein, für Nagelgeschwüre. Bin ich Schuld, wenn der Apotheker sich geirrt hat? Uebrigens bin ich überzeugt, daß es ganz gleich ist, und Beides denselben Erfolg erzweckt, denn im Grunde genommen, Hühneraugen oder Nägel — das ist ein und dasselbe!«

»O nein! Das ist durchaus nicht ein und dasselbe — zum Beweise leidet Grandcerf furchtbare Schmerzen.«

»Das ist ein Beweis, daß die Wunde heilt!«

»Die Hochzeit Merluchet! Die Reihe ist an der Hochzeit Merluchet!«

So ruft, im Saale auf- und abgehend, ein Kanzleidiener.

»Wir kommen — die Reihe ist an uns!« sagt Fräulein Laurette. »Nun, wo ist denn Dufilet?«

»Mein Schwiegersohn — wo ist mein Schwiegersohn? Soll man ihn suchen, jetzt, im Augenblicke, wo er heiraten soll? Ach, da seh' ich ihn — er sitzt dort unten — hört er denn nicht, daß man uns ruft?«

»Ich will ihn holen,« sagt Felix, sich durch die Menge Bahn brechend.

Dufilet, roth wie ein gesottener Krebs, hatte ein Bein über das andere gekreuzt, und hielt einen Lackschuh in der Hand.

»Aber, Dufilet, hörst Du nicht, daß man Dich ruft?« spricht Felix ihn an. »Die Reihe zu heiraten ist an Dir — geh' doch — deine Braut wird ungeduldig —«

»Ach ja, ja — ich habe ganz gut gehört, daß man uns aufgerufen hat, aber es ist nicht meine Schuld — Sehen Sie, Milchbruder, meine Füße schmerzten so gräßlich, daß ich meine Schuhe auszog, um mich einen Augenblick erholen zu können.«

»So ziehe sie schnell wieder an!«

»Das versuchte ich ohnedies — aber es geht nicht — meine Füße müssen angelaufen sein — Au! — Teufel — ich komme nicht hinein!«

Der Maurermeister nähert sich mit zorniger Miene und sagt:

»Nun, mein Herr Schwiegersohn — machen Sie sich

über uns lustig? Meine Tochter, Ihre Braut, so warten zu lassen — und der Herr Maire, der uns ruft und wartet — das ist ja gegen allen Respect!«

»Mein lieber Schwiegerpapa, es ist nicht meine Schuld — das kommt von meinen Schuhen — ich komme nicht wieder in sie hinein!«

»Und warum haben Sie sie denn ausgezogen, mein Herr? Zieht man sich die Schuhe aus in dem Augenblicke, wo man heiraten soll?«

»Ah, einer ist endlich oben!«

In diesem Augenblick fängt der Kanzleidiener an zu rufen:

»Die Hochzeit Gigoteau, Numero drei! — Wo ist die Hochzeit Gigoteau? Sie kommt vor der Hochzeit Merluchet, da diese nicht zum Vorschein kommt! —«

»So, jetzt ist's gut! Das Brautpaar Gigoteau! Das haben wir davon!«

Die Hochzeit Numero drei eilt sich vor den Maire hinzustellen, und Herr Merluchet ruft aus:

»Sehen Sie, was jetzt geschieht, mein Schwiegersohn? Die Hochzeit, welche erst hätte die dritte sein sollen, kommt jetzt der unsrigen zuvor — und daran sind Sie Schuld!«

»Aber nein, Schwiegerpapa, meine Schuhe sind Schuld! — Nun, wir werden also nach den Gigoteaus kommen — das ist Alles!«

Papa Merluchet geht zu seiner Tochter zurück, die aus Ungeduld alle Zustände bekommt, obwol Felix das Möglichste thut, sie zu beruhigen, indem er ihr sagt:

»Sie müssen Dufilet entschuldigen! Er hat nur seine

neuen Schuhe ausgezogen, und kann sie nicht wieder an den Fuß bringen!«

»Das ist doch seine Schuld! warum zieht er seine Schuhe aus?«

»Weil sie ihm sehr wehe thun; Sie haben ja gesehen, wie er darin hinkt!«

»Warum kauft er Schuhe, die ihm zu eng sind! — Mein Bräutigam macht nichts als Dummheiten! Wenn er es so fort macht, wird es schlecht stehen!«

»Mein Schwiegersohn verdient gar nicht den Schatz, den ich ihm übergebe!« fügt der Meister Maurer hinzu. »Es ist noch nicht erlebt worden, daß ein Mensch sich solche Unzukömmlichkeiten erlaubt. Den Herrn Maire warten lassen — sich angesichts der ganzen Mairie die Schuhe ausziehen — so etwas ist unerhört!«

»Es ist allerdings wahr,« sagt Dardard, »daß der Augenblick schlecht gewählt war! Später — na, da wär's was Anderes — hehehe!«

Während man sich bemüht, die Braut und ihren aufgebrachten Vater zu beruhigen, hat Dufilet — anstatt zu versuchen auch den zweiten Schuh anzuziehen, den ersten, den an den Fuß zu bringen ihm so viel Mühe gekostet hatte, wieder ausgezogen und denkt: »Da eine andere Hochzeit vor unserer ist, so habe ich nicht nöthig, mich lange vorher schon zu martern. — Ah, Schurke von einem Schuster, der mir versichert »es wird sich geben!« — Und Schuhe, die mich achtzehn Francs kosten! ich muß sie benützen! — Wenn ich die Socken ausziehen würde, so käme ich gewiß leichter in die Schuhe. — Aber ich kann doch

nicht ohne Socken heiraten — meine Frau könnte sich darüber entsetzen!«

Endlich hat sich die Hochzeit Merluchet ein wenig beruhigt. Die Braut sagt zu Felix:

»Wagt dieser Einfaltspinsel es nicht, wieder zu mir zu kommen?«

»Von wem sprechen Sie, schöne Laurette?«

»Nun, von meinem Zukünftigen, der dort unten sitzen bleibt, anstatt zu mir zurückzukommen. Gehen Sie und sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe — und auch mein Vater — aber daß ich will, er soll augenblicklich zu mir kommen. — Das wird sehr liebenswürdig von Ihnen sein und ich will Ihnen dann auch erlauben, mir das Strumpfband abzunehmen.«

»Was würde man bei solchen Aussichten nicht thun! Ich eile, Dufilet zu holen!«

»Ja — umsomehr als die Reihe bald an uns kommen wird — der Herr Maire macht die Sachen schnell ab!«

Felix kehrt nun zu dem Bräutigam zurück, der voll Glückseligkeit strahlt, weil seine Füße unbekleidet sind.

»Nun, mein Junge, was machst Du da allein, anstatt zu deiner Braut zu gehen?«

Der Fleischerknecht lächelt seinen Milchbruder an und erwiedert:

»Ich erhole mich! Ich bin so glücklich, seit ich sie nicht mehr habe!«

»Wie? Du hast deine Schuhe wieder ausgezogen?«

»Ich habe ja noch gar nicht beide angehabt! Und sie drücken mich so sehr!«

»Aber man wird Dich gleich zur Trauung rufen; willst Du es wieder so machen wie vorhin?«

»O — ich habe ja Zeit!«

Da läßt die Stimme des Kanzleidieners sich abermals vernehmen und ruft:

»Die Hochzeit Merluchet soll gleich kommen — die Reihe ist an ihr. Hochzeit Merluchet! — Bitte vor den Maire zu treten!«

»Ach, Höll' und Teufel! die Reihe ist schon an uns!« sagt Dufilet und bückt sich, um seine Schuhe vom Boden zu heben. »Ich habe nicht geahnt, daß es so schnell gehen wird!«

»Beeile Dich, Unglücklicher! deine schöne Braut ist ungeduldig!«

»Ich soll mich beeilen! Das ist leicht gesagt! Wenn ich wenigstens einen Schuhzieher hätte!«

Der Kanzleidiener ruft mit stärkerer Stimme:

»Nun vorwärts! Die Hochzeit Merluchet — der Herr Maire wartet!«

Der arme Dufilet schwitzt Blut und Wasser, ohne daß es ihm gelingen kann, in seine schönen neuen Lackschuhe zu schlüpfen. Bald tritt der Schwiegervater auf ihn zu mit dem Wesen eines Wüthrichs, mit drohendem Blicke und fluchend wie mehrere Lastträger.

»Nun, Kreuzelement! Sie scheinen sich dieses Benehmen vorgenommen zu haben, Herr Dufilet! Wollen Sie denn durchaus meiner Tochter das Wasser vom Munde wegziehen in dem Augenblicke, wo sie Sie heiraten soll?«

»Aber nein, Schwiegervater! Sie sehen ja, daß ich

alles Mögliche versuche, um in meine Schuhe zu kommen — aber meine Füße sind aufgeschwollen, daß es ein Graus ist!«

»Herr Schwiegersohn, Sie behandeln mich ohne Respect mit Ihren Schuhen — Sie machen sich über meine Tochter lustig — ich hätte große Lust, Sie zum Kukuk zu schicken!«

»Es wird schon werden — so, einer ist oben!«

Aber jetzt hört man den Kanzleidiener, der diesmal Nummer Vier ruft, weil Nummer Zwei dem Aufruf wieder nicht Folge leistet.

»Wieder vor der Nase weggeschnappt!« ruft der Maurermeister, mit dem Stock auf den Boden aufschlagend. »Das ist zu stark, und wenn meine Tochter so denkt wie ich, so schickt sie Sie zu Ihren Ochsen zurück, Herr Schwiegersohn, und heiratet Herrn Grandcerf, sobald sein Nagelgeschwür geheilt ist.«

Die Braut weinte aus Zorn, hatte aber doch keine Lust, Herrn Grandcerf zu heiraten.

Felix nähert sich ihr und versucht seinen Milchbruder zu entschuldigen.

»Ja sehen Sie, mein Herr, Dufilet's Benehmen ist nichtswürdig! — Alle Leute sehen mich lachend an, man verspottet mich, man zischelt sich schon in die Ohren: »O! er heiratet sie nicht, er thut nur so, als wären seine Füße krank, aber das ist nur eine Komödie, eine einstudierte Scene.«

»Ich versichere Ihnen, schöne Laurette, mein Milchbruder ist nicht im Stande so zu denken.«

»Es ist möglich, mein Herr, aber ich kenne meinen Vater, wenn man uns das nächste Mal aufruft und Dufi-

let meldet sich nicht gleich, so wird er ihm ein Paar Ohrfeigen geben und aus unserer Heirat wird nichts.«

»Seien Sie nur ruhig und vertrauen Sie mir. Ich bürge Ihnen dafür, daß das nächste Mal Ihr Verlobter nicht auf sich warten lassen wird. Dafür werde ich sorgen.«

»O, mein Herr, ich werde Ihnen unendlich dankbar sein!«

Mit diesen Worten verläßt Felix die Braut und nähert sich wieder Dufilet, den er mit einem Schuh an findet und der vergeblich versucht den zweiten anzuziehen.

»Weißt Du, Dufilet, daß Du Dich für einen Hochzeitstag sehr dumm benimmst?«

»So, nun zankt mich auch mein Milchbruder aus, als wenn ich an alledem Schuld wäre.«

»Gewiß bist Du dies, Du bist mit Schuhen hiehergekommen, Du hättest sie anbehalten sollen.«

»Ich konnte aber weder gehen noch stehen.«

»Na, wenn man eine schöne Frau bekommen will, so muß man etwas leiden.«

»Es ist unmöglich in den andern hineinzukommen haben Sie keinen Schuhzieher?«

»Nein — ich bin nicht gewöhnt einen mit mir herumzutragen.«

»Ach Gott! ach Gott! ich breche mir die Finger ab — ich kann nicht fertig werden.«

Die Stimme des Kanzleidieners ertönt auf's Neue: »Wenn die Hochzeit Merluchet hier ist, so soll sie augenblicklich vor den Maire treten.«

»O Himmel! und ich habe ihn noch nicht angezogen!« schreit Dufilet.

Aber ohne ihm Zeit zu lassen zu sich zu kommen, hat

Felix ihn gepackt, schleppt ihn fort bis vor den Maire und ruft aus:

»Da ist der Bräutigam!«

Jetzt ist es Fräulein Merluchet, auf das man wartet.

Aber die runde Laurette läßt nicht lange auf sich warten, in ein paar Secunden steht sie neben dem Bräutigam, der verlegen die Augen zu Boden schlägt, und die linke Hand hinter seinem Rücken verbirgt, weil er in dieser den verhängnißvollen Schuh hält.

Glücklicherweise bemerkt der Herr Maire alle diese Einzelheiten nicht, und die Brautleute werden vereinigt, obwohl der Bräutigam nur einen Schuh an hat.

Felix wischt sich den Schweiß ab, der reichlich von seiner Stirne tropft, denn die Entführung des Bräutigams war beinahe eine Kraftproduction. Nach der Ceremonie erlaubt man dem Bräutigam zum nächsten Schuster zu gehen und sich neue Schuhe zu kaufen. Dann macht sich die ganze Gesellschaft auf den Weg nach dem Gasthause an dem Teiche Saint-Fargeau, wohin zu kommen der junge Felix verspricht, um mit der Neuvermälten zu tanzen und das wohlverdiente Strumpfband zu holen.

Viertes Capitel.

Die Familie Monlaurent.

Nun wollen wir Bekanntschaft mit der Familie Monlaurent machen, die aus einem Onkel besteht und aus drei Cousins und einer Cousine von Felix. Auch eine alte Ver-

wandte muß man noch erwähnen, die bei Herrn Monlaurent wohnt und sich speciell mit der Erziehung der jungen Emma beschäftigt.

Herr Monlaurent ist ein Sechziger, er scheint aber zehn Jahre mehr zu haben, denn er ist mager, gelb, runzelig, und ißt nichts, als was ihm als für seine Gesundheit zuträglich gelobt wird.

Aber alle Sorgfalt, die er ununterbrochen auf sein Wohlergehen verwendet hat, konnte nicht verhindern, daß er immer kränkelte, ja sein Neffe Felix behauptet sogar, eben dieses sich ewig an Vorschriften halten sei Schuld, daß sein Onkel nimmer krank sei.

Auf diese Art frühstückt Herr Monlaurent Radischen, weil man ihm gesagt hat, daß sie den Schlaf befördern helfen.

Bei seinem Mittagessen dürfen Kresse und Artischoken nicht fehlen, weil man ihm gesagt hat, sie seien blutreinigend. Er begehrt stets ein Gerücht Rüben, weil sie die Gelbsucht fernhalten; in der Saison der Spargel ißt er alle Tage welche, weil sie sehr gesund sein sollen. Jedoch sein von hunderterlei von Medicamenten verdorbener Magen verträgt nicht alle diese für die Gesundheit so zuträglichen Speisen, und der Malzextract, den er Morgens und Abends einschlürft, benimmt ihm allen Appetit. Von sehr strengen Sitten, kleinlicher Beobachter der Gebräuche der Etikette und der Familienpflichten, zankt Herr Monlaurent beinahe unaufhörlich, und erfreut seine Mitmenschen höchst selten durch eine frohe Laune.

Vielleicht liegt die Ursache davon an seiner schlechten Gesundheit und seinem verdorbenen Magen; wenn man

sich wohl fühlt, ist es sehr leicht, vergnügt zu sein, aber es ist schwer zu lachen, wenn man keine gute Verdauung hat, und wir würden oft nachsichtiger gegen die Launen unserer Freunde sein, wenn wir wüßten, wie es mit ihrer Gesundheit steht.

Herr Monlaurent, eine durch und durch rechtschaffene Natur, hat sein Vermögen im Geschäfte erworben, er selbst kam seinen Verpflichtungen stets auf das Gewissenhafteste nach, und benachtheiligte seine Geschäftsfreunde auch nicht um einen Sou. Dafür forderte er von seinem Nächsten dieselbe Genauigkeit. Ein Versprechen ist ihm heilig, ein Wort so viel als eine Unterschrift.

Ein solcher Mann konnte natürlich kein Vertrauen zu jenen leichtsinnigen Menschen fassen, die sich heute unterhalten, ohne an das Morgen zu denken; in seinen Augen war Unordnung die Quelle aller Laster; er entschuldigte sie auch bei ganz jungen Leuten nicht.

Nachsicht war eben nicht seine Tugend, allein hart und streng sein ist auch nicht immer ein Beweis, daß man tugendhaft ist.

Herr Monlaurent wurde frühzeitig Witwer, er hatte vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Felicien, der älteste der Söhne, ist vierundzwanzig Jahre alt. Er ist bei einem Notar. Er ist ein großer Blondin, bleich, ziemlich hübsch von Gesicht, aber seine wasserblauen Augen sind beinahe immer zu Boden gesenkt und blicken einem nie gerade ins Gesicht. Er spricht langsam und süßlich, erröthet jeder Frau gegenüber und zankt mit Felix, wenn dieser eine etwas leichtfertige Bemerkung macht. Dieser junge Mann hat nie eine Geliebte gehabt, wenigstens weiß man von keiner;

er liegt täglich um zehn Uhr im Bett, er ist der Benjamin seines Vaters.

Der zweite Sohn, Adolf, ist um ein Jahr jünger und hat ein rundes, fröhliches Gesicht. Dieser würde herzlich gerne lachen, wenn er Muth hätte, da er aber seinen Vater sehr fürchtet, ist er immer auf seiner Hut, lächelt höchstens mit dem halben Mund, gießt anscheinend viel Wasser in den Wein, weil sein Vater gegen die Trunkenbolde donnert. Adolf ist in einem Handlungshause angestellt.

Der dritte Sohn endlich, der nur zwanzig Jahre zählt, heißt Victorin. Er ist mager und schwächlich wie sein Vater, aber in seinen Augen liegt etwas, das von heftigen Leidenschaften spricht; seine Organisation ist nervös und leidet oft schwer unter dem Zwang, den er sich auferlegt. Er ist bei einem Banquier, spricht manchmal mit besonderem Feuer von dem Gewinne eines Kunden an der Börse und verläugnet sein Verlangen nicht, auch ein großes Vermögen zu erlangen, dann aber sagt sein Vater im strengen Tone:

»Arbeite viel, halte Ordnung, überlasse nichts dem Zufalle, so wird es Dir wohlergehen. Die großen Reichthümer, die so schnell an der Börse gesammelt werden, dauern oft nicht längere Zeit, als in der sie erworben worden sind. Nichts ist solid als das, was Arbeit und Mühe gekostet hat. Vor Allem spiele niemals, das Spiel verschlingt oft das größte Vermögen und man bedauert Denjenigen nie, der durch dieses Laster elend geworden ist.«

Worauf Victorin erwiederte: »Ich spiele niemals, Vater, ich kann nicht einmal einen Billard-Queue halten.«

»Um so besser, mein Sohn, denn das Billard ist ein

gefährliches Spiel, das die jungen Leute zu thörichten Ausgaben verleitet und in der letzten Zeit eine furchtbare Verbreitung gefunden hat. Wenn ich auf einem Hause die Tafel sehe: »Café mit hundert Billards,« so kann ich nicht umhin, an all' die Summen zu denken, welche die Jugend hier verlieren wird, an alle Entbehrungen, die sie dadurch ihren Familien auferlegt.«

Nach den drei Söhnen kommt die junge Emma, die bald fünfzehn Jahre wird.

Emma ist ein reizendes Kind; hübsch, ohne schön zu sein, demüthig und anspruchslos, liebenswürdig, ohne Sucht es zu scheinen, und herzensgut. Sie liebt ihren Vater zärtlich, der, von ihrer beständigen Sanftmuth gerührt, ihr gegenüber weniger streng ist als gegen seine Söhne und nichts dagegen hat, wenn sie heiter ist.

Herr Monlaurent zankt sehr selten mit seiner Tochter, warum sollte er es auch, da sie immer unterwürfig und gehorsam ist? Ein Etwas jedoch gibt es, das dem Mädchen öfters Tadel zuzieht, dies ist, wenn sie ihren Cousin Felix vertheidigt und versucht ihn ihrem Vater gegenüber zu entschuldigen.

Bei solchen Gelegenheiten läßt Herr Monlaurent seine Stimme anschwellen und sagt zu Emma:

»Worein mengst Du Dich? — Warum trittst Du auf die Seite eines Leichtsinnigen, eines Hirnlosen, der mit allen Untugenden behaftet ist und ewig ein liederlicher Mensch bleiben wird?«

»Aber, Papa, Felix ist doch der Sohn deiner Schwester und ich habe oft von Ihnen die Aeußerung gehört:

Ihre Schwester sei Ihnen unendlich theuer und Sie würden ihren Sohn nie verlassen.«

»Ich habe ihn auch nicht verlassen. Ich ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben, ich verschaffte ihm seine Stelle in einem Handlungshause, ich habe lange Zeit auch für alle seine Bedürfnisse gesorgt. Er aber will nichts thun, als den ganzen Tag spazieren laufen, sich unterhalten, spielen, sich in schlechter Gesellschaft herumtreiben — und — er macht Schulden! — Einmal habe ich sie bezahlt und damit ist es genug — fernerhin soll er sich nicht auf mich verlassen!«

»Mein Cousin Felix wird sich bessern.«

»O nein! Mit dem ist es aus — die Form ist schon gegossen. — Ich sage Dir, er hat alle Laster — alle! Er liebt das Spiel, den Wein, die — kurz, Du verstehst davon nichts, mein Kind, ich kann Dir nur wiederholt versichern, Felix wird sein Lebelang ein Taugenichts bleiben!«

Die junge Emma wagte nicht mehr, ihrem Vater zu widersprechen. Sie seufzte und begnügte sich, im Innern zu denken:

»Armer Cousin, es ist wahrhaftig Schade, daß er ein solcher Thunichtgut ist — er wäre sonst so nett!«

Nun müssen wir noch mit Madame Sarget Bekanntschaft machen, die eine entfernte Verwandte des Herrn Monlaurent ist.

Madame Sarget ist eine alte Dame, Wittwe, und im Besitz von zweitausend Francs Renten, was ihre Wünsche vollkommen befriedigt, da sie nie von ehrgeizigen und hochstrebenden Gelüsten heimgesucht wurde.

Ihr einziger Fehler ist — die Coquetterie; unglücklicherweise aber hat sie eine Nase, die ihrem Wunsche: den

Männern zu gefallen, stets im Wege gewesen war; diese Nase ist so lang, so spitzig, daß man nicht begreifen kann, wie je ein Mann den Muth gehabt haben konnte, ihre Eithümerin zu heiraten. Eines ist gewiß: der selige Herr Sarget konnte seine Frau nie »en face« umarmen und küssen — aber es gibt viele Männer, die sich damit begnügen, ihre Frauen nur »im Profil« zu lieben.

Diese Verbindung blieb ohne Sprößling. Als Madame Sarget Witwe geworden war, würde sie dem Verblichenen gerne einen Nachfolger gegeben haben, aber es fand sich Niemand, der kühn genug gewesen wäre, dieser Nase entgegen zu treten. Vergebens verwandte diese Dame unendliche Sorgfalt auf ihre Toilette und wandte ihre liebenswürdigste Miene an, sobald sie mit einem Junggesellen sprach — sie mußte alt und grau werden mit dem Prädicat »Wittwe«, das wohl manche Frauen vergöttern, andere aber verabscheuen.

Von der Sucht zu gefallen abgesehen, die Madame Sarget noch in ihrem neunundfünfzigsten Jahre nicht verlassen hatte, war sie im Stande einem Hause gut und mit Würde vorstehen zu können, und die Wirthschaft vortrefflich zu leiten. Sie war ein Schatz für Herrn Monlaurent, der sie bat, zu ihm zu ziehen und seiner Tochter als Mentor zur Seite zu stehen.

Madame Sarget hatte seinen Vorschlag angenommen, jedoch unter der Bedingung, die Auslagen für ihre Person bezahlen zu dürfen, vielleicht auch in der Hoffnung: Herr Monlaurent, der auch verwittwet war, würde ihr eines Tages einen süßern Namen anbieten. Diese Hoffnung aber wurde bald gestört. Herr Monlaurent, der überzeugt war,

die Ehe sei für die Gesundheit nicht zuträglich, hatte keineswegs Lust sich wieder zu verheiraten.

Die junge Emma harmonisirte sehr gut mit der alten Madame Sarget, die immer guter Laune war, wenn man ihren Kopfputz bewunderte.

Auch die Söhne des Herrn Monlaurent hatten sich bald an die Nase ihrer alten Verwandten gewöhnt, und sie fiel ihnen nicht mehr auf.

Mit Felix aber war es nicht so gewesen. Dieser von übermüthig heiterem Temperamente, bei dem es nur einer kleinen Anregung bedurfte, um ein schallendes Gelächter hervorzubringen, konnte nicht ernsthaft bleiben, als er Madame Sarget zum ersten Male sah.

Diese, höchst erstaunt darüber, den jungen Menschen sich vor Lachen krümmen zu sehen, frug:

»Was haben Sie denn, junger Mann, was bringt Sie so zum Lachen?«

»Was mich lachen macht? — Ah, Sie wissen es so gut wie ich!«

»Ich versichere Ihnen, daß ich es nicht weiß, daß ich sogar nicht die leiseste Ahnung habe —«

»Pah! Sie stecken eine falsche Nase vor — eine solche Nase — und wollen nicht, daß ich lache?«

»Eine falsche Nase? Was soll das heißen? — Lassen Sie sich belehren, junger Mann, daß ich nie in meinem Leben etwas Falsches getragen habe! —«

»Ah, das ist ein köstlicher Spaß! Nehmen Sie sie doch ab — nur für einen Augenblick — damit ich sehen kann, wie sie gemacht ist!«

»Herr Felix, ich muß Sie bitten, sich keinen Scherz

mit mir zu erlauben, ich liebe das nicht. Und ein Kind wie Sie sollte vor einer Frau, wie ich bin, mehr Achtung haben.«

Felix war damals wirklich nicht älter als siebzehn Jahre. Als er endlich glauben mußte, daß die Nase der Madame Sarget keine falsche, sondern eine echte war, konnte er sich des Lachens nicht enthalten, so oft er diese Dame sah, was sie innerlich sehr gegen ihn einnahm.

Endlich, am Neujahrstage eines ausnahmsweise strengen Winters, ging Felix so weit, Madame Sarget ein ungeheuer großes Futteral anzubieten, indem er sagte:

»Das ist für Ihre Nase — wir haben zehn Grad unter Null — sie würde erfrieren, wenn Sie sie der Luft so unbekleidet aussetzen.«

Dieses Geschenk war gar nicht nach dem Geschmacke der Madame Sarget gewesen, und Felix wurde dieses Vorfalles wegen von seinem Onkel heftig zur Rede gestellt, worauf er erwiederte:

»Man bedeckt den Leib mit Kleidern, man zieht Strümpfe an, um die Beine zu schützen, Handschuhe, um die Hände zu schonen — ich dachte, man könne ebensogut auch etwas über die Nase stülpen, wenn man eine so kolossale Nase besitzt.«

Herr Monlaurent gab zur Feier seines Geburtstages ein großes Diner, zu dem er vor Allem seinen Arzt eingeladen hatte — der nie vergessen werden durfte; allein da Herr Monlaurent, der sich vollkommen wohl fühlte, von dem Doctor, welcher ihn behandelte, immer glaubte, daß er nicht verstände, was er ihm verordnen solle um ihn gänzlich zu heilen, so wechselte er sehr oft mit seinen Aerz-

ten, von jedem neuen vollkommene Herstellung seiner untergrabenen Gesundheit hoffend.

Herr Monlaurent unterließ es nie, außer dem Doctor auch einen Apotheker zu laden; dies war ein Mittel, um für den Fall, wenn einer der Anwesenden unwohl würde, die vom Arzte verordneten Medicamente schnell bei der Hand zu haben. Manchmal wurde auch ein Chirurg zu der Tafel zugezogen — doch behalf man sich öfters auch ohne diesen.

Einige alte Freunde des Amphytrions endlich vervollständigten die Gesellschaft; meist ernste, griesgrämige Persönlichkeiten, die mehr Geschmack am Essen als am Plaudern fanden, umsomehr als sie sich im Ersteren weit mehr auszeichneten als im Letzteren.

Herr Monlaurent lud beinahe nie Damen ein.

Seiner Meinung nach mußte man sich ihretwegen Zwang auferlegen; sie ließen häufig, ja beinahe immer auf sich warten, und bei Tische belästigten ihre weiten Bauschärmel die Nachbarn.

Die Witwe Sarget und die junge Emma waren die einzigen Repräsentantinnen des schönen Geschlechtes. Die Eine verdiente diese Stellung durch ihre Anmuth — die andere beanspruchte die Priorität durch ihre Nase.

Fünftes Capitel.

Ein Doctor Bonvivant.

Man dinirte um fünf Uhr im Hause des Herrn Monlaurent. Er hätte um nichts auf der Welt die Stunde seiner

Mahlzeit ein einziges Mal verlegt, da er fest überzeugt war, die Regelmäßigkeit der Lebensweise sei von großem Einflusse auf die Gesundheit des Menschen.

Seine Tafelfreunde — die wußten, daß nicht auf sie gewartet werden würde — kommen immer sehr pünktlich. Heute aber war der Arzt, welcher den Amphytrion erst seit einigen Tagen in der Behandlung hatte, um zwei Minuten später erschienen.

Herr Monlaurent runzelte die Stirne und dachte:

»Ich glaube nicht, daß ich diesen Doctor behalten werde. Es ist immer noch nicht der Rechte!«

Als der Saumselige endlich eintrat, rief Herr Monlaurent:

»Serviren!«

»Aber — mein Cousin Felix ist noch nicht da!« sagte Emma schüchtern zu ihrem Vater.

»Nun — was kümmert das mich? Glaubst Du vielleicht, ich werde mich deinem Cousin Felix zu Liebe der Gefahr aussetzen, Magenkrampf zu bekommen, wenn ich die Speisestunde verschiebe? Wir sind ohnedies durch die Schuld des Doctors um zwei Minuten in Verspätung, es ist schon das zu viel. Was Herrn Felix betrifft, so wissen wir, daß er nicht pünctlich sein kann. — Dieser junge Mensch wird sich nie Ordnung angewöhnen!«

»Es fehlt Ihnen ja noch ein Gast?« sagte der Doctor, als die Gesellschaft sich zu Tische setzte. »Da sehe ich ein leeres Couvert.«

»O, es ist das meines Neffen, und Sie werden einsehen, daß es einem Onkel nicht zukommt, auf seinen Neffen zu warten. — Uebrigens warte ich auf Niemand, und

wenn Sie noch eine Minute gezögert hätten, Doctor Choubert, so würden auch Sie uns schon bei Tische gefundeu haben!«

»Die Pest! Das nenn' ich strenge sein! Ich bin ja zwei Minuten nach fünf Uhr hier gewesen!«

»Nun — das ist um zwei Minuten zu spät!«

»Wie, Sie gewähren nicht einmal die Armensünder-Viertelstunde?«

»Nie! — Ist es nicht eben so leicht pünktlich zu sein, als unpünktlich?«

»Nicht immer; es kann Einem eine Geschäftssache unterkommen, oder irgend eine Begegnung, durch die man aufgehalten wird.«

»Das gebe ich nicht zu. Wenn man weiß, daß man zum Diner geht, fängt man keine Geschäfte mehr an; und was die Schwätzer betrifft, welchen man begegnet, so wendet man ihnen ohne Antwort den Rücken — damit ist dem Gespräche gleich ein Ende gemacht!«

»Sie sind zu strenge!«

»Das ist meine Gewohnheit. Ich habe, so lange ich lebe, nie Jemand warten lassen. Ich glaube, man kann wohl gegen mich dieselbe Rücksicht haben.«

»Mein lieber Herr Monlaurent, man kann seine Bekannten nicht ummodeln, und muß sie hinnehmen, wie sie sind — mit ihren kleinen Fehlern. Es gibt Menschen, welchen es ebenso unmöglich ist pünktlich zu sein, als Ihnen Ihr Wort nicht zuzuhalten.«

»Solche Menschen werden nicht bei mir speisen. Und —ist es denn nicht wahr, daß Regelmäßigkeit in der Stunde

der Mahlzeiten unerläßlich ist, wenn man seine Gesundheit erhalten will?«

»O — unerläßlich, das ist nicht erwiesen! — Es ist gewiß besser, aber eine halbe Stunde früher oder später, das hat gar nichts zu sagen!«

»Meiner Treu, das ist ein Doctor, der nicht für mich taugt!« dachte der Amphytrion, wieder die Stirne runzelnd. »Erstens ist er zu jung — wo, zum Teufel, habe ich nur meinen Kopf gehabt, mir einen so jungen Arzt zu nehmen, der noch dazu immerwährend lacht! Dieser alberne Apotheker ist Schuld, der ihn mir empfohlen hat — ich werde auch einen anderen Apotheker nehmen.«

Der Doctor war in der That noch ein junger Mann mit vollem, fröhlichem Gesichte, mit liebenswürdig heiterer Miene, und nichts, das an Krankheit oder Schmerzen erinnerte.

Herr Monlaurent aber war der Ansicht, ein guter Arzt müsse ernst, ja finster d'reinsehen und niemals lachen; es fehlte wenig, so hätte er immer Trauer tragen sollen.

»Wenn Herr Felix noch nicht gekommen ist, wenn wir die Suppe gegessen haben, so werden Sie sein Couvert fortnehmen!« rief Herr Monlaurent dem Diener zu.

»O lieber Papa,« wirft die junge Emma ein, »Felix kommt gewiß noch — lassen Sie das Couvert nicht fortnehmen!«

»Ich schließe mich dem Fräulein an!« rief der Doctor. »Da ich übrigens das Vergnügen habe, Ihre Herren Söhne zu kennen, so soll es mich freuen, auch mit Ihrem Neffen Bekanntschaft zu machen.«

»Das ist eine schöne Bekanntschaft, die Sie da machen werden! — Ein Tagedieb, ein liederliches Tuch!«

»Es gibt sehr liebenswürdige Tagediebe.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Mein Fräulein, wir haben das Mittel in der Hand, für Ihren Cousin zu handeln; wir brauchen nur unsere Suppe recht langsam und gemächlich zu verzehren, ja unsere Portion sogar wiederholen zu lassen — wie ich es eben thue — was mir übrigens zum eigenen Vortheile gereicht, denn sie ist vortrefflich!«

Emma lächelt, Herr Monlaurent runzelt zur Abwechslung die Stirne, da geht die Thür des Speisezimmers auf, der Verspätete tritt schnell ein, grüßt die Gesellschaft und sagt:

»Entschuldigen Sie mich, mein Onkel — es ist nicht meine Schuld — man ist gekommen mich abzuholen, um bei einer Hochzeit als Brautführer und Zeuge zu fungiren.«

»O — man weiß, daß Du nie an etwas Schuld bist! — und daß Du immer eine Geschichte zu deiner Entschuldigung in Bereitschaft hast. — Bei mir aber nützt Dir so etwas nichts.«

»Nein, Onkel — es ist Dufilet, mein Milchbruder, der geheiratet hat.«

»Und das hast Du nicht früher gewußt?«

»Nein; weil meine Concierge es überflüssig fand, mir den Brief mit der Trauungsanzeige zu übergeben.«

»Mein Herr,« sagt der Doctor, dem Felix's offene, geistreiche Physiognomie gefällt, »Sie sind Schuld, daß ich so viel Suppe esse — aber ich bereue es nicht. Auch dieses Fräulein da, Ihre Cousine, hat für Ihre Sache gekämpft.«

»O ich weiß, wie gut meine Cousine für mich ist!« erwiedert Felix, sich artig vor dem Herrn verbeugend, den er zum ersten Male sieht, und schnell seine Suppe hinabschlingend.

Nachdem der Doctor seinen zweiten Teller Suppe verschwinden ließ, sucht er nach dem Madeira, und als er keinen findet, behilft er sich mit gewöhnlichem Wein und bietet auch seiner jungen Nachbarin davon an mit den Worten:

»Nun, mein Fräulein, nach der Suppe ist ein Fingerhut voll puren Weines vortrefflich!«

»Purer Wein — mein Herr! Ich nehme nie welchen.«

»Daran thuen Sie sehr unrecht! — Herr Monlaurent, sprechen Sie Ihrer Tochter doch zu, anzunehmen was ich ihr anbiete —«

»Purer Wein! — Gott behüte! — Meine Kinder machen es wie ich — sie trinken nie welchen!«

»Wie, Sie trinken nie puren Wein?«

»Ich werde mich wohl hüten!«

»Sie haben Unrecht — sehr Unrecht — der pure Wein stärkt und erwärmt den Magen. — Er ist sehr gut für die Gesundheit. — Ich will Ihnen nicht rathen, während der Mahlzeit ununterbrochen zur Flasche zu greifen — obwohl es Menschen gibt, die sich darum nicht schlechter befinden, als wir — aber etwas Wein trinken soll man. Und, lassen Sie sich sagen — nach der Suppe ist nichts so gut als ein Glas Madeira — versuchen Sie es nur!«

»Ich habe keinen.«

»Nun, so schaffen Sie welchen ein — ich bin überzeugt, es wird Ihnen gut thun. Herr Felix, sind Sie auch ein Wasseranbeter wie Ihre Cousins?«

»O nein, mein Herr, ich nehme puren Wein sehr gerne.«

»Auch ich!« sagt der Apotheker, der bisher noch nicht an dem Gespräche Theil genommen hat. »Ich bin der Ansicht unseres lieben Doctors. — Hoch der pure Wein! — Uebrigens behauptet sogar Hippokrates: um sich ganz behaglich zu fühlen, müsse man einen kleinen Spitz haben.«

Herr Monlaurent hebt die Blicke zum Himmel empor; er wagt es nicht den Geschmack seiner Gäste laut zu tadeln. Aber er sieht seinen Neffen zornig an. Dieser achtet nicht darauf und hält dem Doctor sein Glas hin.

Der Amphytrion schneidet eine Grimasse und denkt:

»Es ist nicht möglich, daß das ein Doctor ist!«

Während des ersten Ganges hat Doctor Choubert die Kosten des Gespräches beinahe allein getragen. Glücklicherweise besitzt er einen großen Fond und gestattet keine Pause.

Herrn Monlaurent's drei Söhne wagen von Zeit zu Zeit einige Sylben laut werden zu lassen..

Die alten Gäste essen, ohne zu sprechen. Nur Felix erlaubt sich manchmal mit dem Doctor zu lachen, oder in seine Scherzreden einzustimmen. Der Amphytrion nährt sich von Kresse und Radieschen, und bringt es kaum über das Gewissen, einige Bissen Beefsteak zu sich zu nehmen — und thut dies nur auf langes Zureden des Doctors.

»Unter Anderem, Herr Felix,« sagt der Doctor, dem Neffen des Hauses Wein einschenkend, »Sie haben uns noch nicht erzählt, ob die Braut hübsch war.«

»O ja, mein Herr, sie ist sehr hübsch; eine recht pikante Brünette — aber von einer etwas ordinären Schönheit.«

»Sind es Landleute?«

»Nicht so ganz — sie wohnen aber außerhalb der Barrieren, in Belleville — der Vater der jungen Frau ist Maurermeister —«

»Wie kommt es, daß Sie nicht bei der Hochzeitstafel sind?«

»O, man wollte es — aber ich hatte meinem Onkel zugesagt — ich wollte mein Wort nicht brechen.«

»Das hätte noch gefehlt!« sagt Monlaurent. »Um mit deinem Maurermeister zu gehen — mit deinen Dufilets —«

»Es sind sehr rechtschaffene Leute, Onkel.«

»Wenn Sie rechtschaffen sind, so ist das nur ihre Pflicht und Schuldigkeit!«

»Das ist wahr, mein lieber Patient,« sagt der Doctor, »aber es gibt viele Menschen, die ihre Pflichten nicht erfüllen. Man unterhält sich manchmal sehr gut bei diesen Arbeiter-Hochzeiten. — Wo wird diese gefeiert?«

»Im Parke Saint-Fargeau auf der Anhöhe von Belleville, bei einem Wirthe, der einen großen Garten hat, einen Teich —«

»Kann man sich da ertränken?« murmelt Felicien.

»Hm, man hat wohl das Recht dazu, aber ich glaube nicht, daß Herr Merluchet die Hochzeit seiner Tochter in dieser Absicht dort feiert.«

»Merluchet! Schon der Name ist amüsant! — Wird man am Abend tanzen?«

»O ja — im Garten ist ein ganz hübscher Tanzsaal.«

»Und werden Sie nicht zu der Hochzeit zurückkehren, um ein wenig zu tanzen?«

»Hm — ich habe es zugesagt — und — wenn ich es kann —«

Der Amphitryon, der dem Gespräche mit sichtlicher Ungeduld gelauscht hat, sagt plötzlich:

»Herr Neffe, lassen Sie uns ein wenig mit Ihren Merluchets und Ihren Wirthshaus-Hochzeiten in Ruhe. Ich habe heute meine Gäste nicht eingeladen, um von solchen Gelagen zu sprechen. Meine Herren, ich feiere heute meinen Geburtstag; ich bin einundsechzig Jahre alt!«

»O — ich hätte Sie für viel älter gehalten!« murmelt einer der alten Tafelgenossen, der den Mund noch nicht geöffnet hat — zum Sprechen heißt das.

»Nun, dieser Herr ist liebenswürdig!« flüstert der Doctor Emma in's Ohr. »Er hatte noch nichts gesprochen — aber der Anfang ist gut!«

»Ja, meine Herren,« fährt der Amphitryon fort, »ich bin einundsechzig Jahre alt und ich schmeichle mir, mein Vermögen in Ehren erworben zu haben, und meine Pflichten als Familienvater redlich zu erfüllen.«

»Wer zweifelt daran?« ruft der Apotheker aus und hält dem Doctor das Glas hin.

»Entschuldigen Sie, Herr Sinuant, aber haben Sie die Güte ohne Unterbrechung sprechen zu lassen. Ich glaube also nicht, daß man mir den leisesten Vorwurf machen kann. Aber das allein genügt mir nicht. Ich wollte, daß meine Kinder ihres Vaters würdig seien, daß sie mir eines Tages Ehre machten, so daß man sagen könne: »Talis pater, talis filius.« Und darnach habe ich sie erzogen. Heute freut es mich, ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können: sie haben meine Hoffnungen erfüllet!«

Hier erheben sich die drei Söhne und verbeugen sich tief vor ihrem Vater, der fortfährt:

»Félicien, mein Aeltester, ist ein Muster von Weisheit; nie ist er vom rechten Wege gewichen. Sein Notar ist außerordentlich mit ihm zufrieden, er wird eines Tages seine Stelle übernehmen, und ich werde die Kosten tragen. Indessen liegt er täglich um zehn Uhr im Bette — ich glaube das ist das beste Lob, das man ihm spenden kann — ab uno disce omnes!«

Der Apotheker wechselt einen Blick mit dem Doctor, dieser einen mit dem Neffen, der sich abwendet, um die Nase der Madame Sarget nicht zu sehen und nicht zu lachen.

Herr Monlaurent setzt sein speech fort:

»Mein zweiter Sohn, Adolf, ist zwar nicht so außerordentlich arrangirt wie mein ältester, aber ich kann auch ihm keinen Vorwurf machen. Sein größter Vorzug ist seine Mäßigkeit. — Ihn werden Sie nie dazu bringen, puren Wein zu trinken. Der Chef seines Geschäftes ist mit ihm zufrieden, und wird ihm demnächst einen Antheil am Geschäfte geben.«

Während dieses Theiles der Rede seines Vaters ist der junge Adolf roth wie eine Kirsche geworden und hält seine Blicke stets auf den Teller gesenkt.



»Mein dritter Sohn, Victorien, ist nicht von der ruhigen Gemüthsart seiner älteren Brüder. In seinem Kopfe schlummert der Ehrgeiz — er will durchaus ein großes Vermögen erwerben, sein Glück machen. Dieser Wunsch ist keineswegs tadelnswerth, wenn man, um ihn zu befriedigen, nur ehrenvolle Mittel anwendet, als: Arbeit, Ausdauer, Geduld — und wenn man in seinen Verbindlichkeiten un-

endliche Genauigkeit an den Tag legt. Da Victorien überdies meine Rathschläge immer sehr beherzigt, so wird sein Vorhaben ihm einst gelingen. Einstweilen staunt sein Banquier über die Genauigkeit in seinen Rechnungen. Meine Tochter Emma ist erst fünfzehn Jahre alt. Ich werde mit ihrer Verheiratung bis zu ihrem zwanzigsten Jahre warten — die Constitution der Frau ist erst in diesen Jahren eine solide.«

»Das Fräulein scheint sich schon jetzt sehr wohl zu fühlen,« murmelt der Doctor.

»Ich schmeichle mir also, meine Herren, meine Kinder gut erzogen zu haben. Ich habe sie auf den rechten Weg geführt — und daß sie ihn nicht verlassen werden, davon bin ich fest überzeugt. Ich glaube daher, daß ich — ohne mich einem Vorwurfe auszusetzen — jetzt die Last der Geschäfte abwerfen kann, um mich nur mehr der Pflege meiner angegriffenen Gesundheit zu widmen.«

»Wir werden Ihnen die Gesundheit wieder geben. — Wir werden einen Bonvivant aus Ihnen machen, gleich uns!« rief der Doctor aus. »Vor Allem aber, mein lieber Herr, müssen Sie unsere Verordnungen befolgen, Wein trinken, gebratenes Fleisch essen und Ihre Rettiche, Kressen und Artischoken aufgeben, die zu nichts taugen, als Ihnen den Magen zu verderben.«

»Ich fürchte, Doctor, Sie kennen meine Natur noch nicht.«

»Es gibt keine Natur, die die Behandlung aushalten würde, welche Sie der Ihrigen zu Theil werden lassen. Aber genug des Gespräches über Krankheiten. Beim Essen halte ich keine Ordination. Erlauben Sie mir eine Bemer-

kung, Herr Monlaurent. Sie haben uns eben eine Lobes-abhandlung über Ihre Söhne zum Besten gegeben — Lob-sprüche, die sie, wie ich nicht zweifle, verdienen — aber Sie haben uns weder von Ihrem Neffen gesprochen, noch von Ihren Plänen für seine Zukunft. — Herrn Felix's Physiognomie ist so einnehmend, daß ich ihm gleich mein Wohlwollen schenken und den Wunsch empfinden mußte, sein Freund zu sein. Nun lassen Sie uns wissen, mein lieber Herr, was Sie aus diesem jungen Manne, für den ich mich schon lebhaft interessire, machen wollen.«

»Aus meinem Neffen? — Gar nichts werde ich aus ihm machen! — Ich wollte ihn erziehen wie meine Söhne — aber das war eine Unmöglichkeit! — Er hat mir nie gehorcht — nie!«

»Hören Sie einmal — alle jungen Männer haben nicht den Opfermuth, sich um zehn Uhr zu Bette zu legen — dazu gehört eine ganz eigene Constitution!«

»Da Sie mich zwingen zu sprechen, so muß ich Ihnen sagen, daß mein Neffe alle Fehler der Welt hat. Er liebt das Spiel, die Tafelfreuden, den Wein und — das Uebrige!«

»O, mein Onkel,« fällt hier Felix ein, »ich liebe alle diese Dinge nicht mehr als alle Menschen — so, wie alle jungen Männer das Vergnügen lieben.«

»Alle Menschen! — Alle jungen Männer! — Sieh doch deine Cousins an! — Haben sie solche Fehler?«

»Wenn meine Cousins Wundererscheinungen sind — so kann ich mir allerdings nicht schmeicheln — ihnen zu gleichen.«

»O, Du wirst ihnen nie ähnlich sein — das weiß ich wohl.«

»Mein lieber Patient, Sie sind ein bischen streng mit Ihrem Neffen, haben Sie doch ein wenig Nachsicht Ich verstehe mich auf Physiognomien — die des Herrn Felix ist eine vielversprechende, und ich weiß, er wird seinem Onkel eines Tages Ehre machen!«

»Dank, mein Herr, Dank für die gute Meinung, die Sie von mir haben,« sagt Felix, dem Doctor die Hand reichend. »Ich werde sie rechtfertigen — was auch immer mein Onkel sagen mag.«

Das Diner ging ziemlich ruhig und frostig zu Ende. Herr Monlaurent, der seinen Gästen das Weintrinken nicht verbieten konnte, ließ die Dosis wenigstens nicht wiederholen, und weit davon entfernt, als Wirth mit gutem Beispiele vorauszugehen, bediente er sich fleißig der Wasserflasche, die er auch seinen Söhnen reichte, welche es nicht wagten, den Inhalt derselben zu verschmähen.

Man hat das Speisezimmer verlassen, um in den Salon zu gehen. Da Herr Monlaurent das Spiel hasset, so verbringt man den Abend plaudernd — wenn Emma sich nicht an's Piano setzt.

Der Apotheker hat sich bereits aus dem Staube gemacht; der Doctor, im vollen Vorgenuß der Vergnügungen dieser Abendgesellschaft, nähert sich Felix und flüstert ihm in's Ohr:

»Gehen Sie nicht wieder zu der Hochzeit Merluchet urück?«

»O ja — ich habe es versprochen und glaube auch, daß es sehr viel Spaß geben wird!«

»Wollen Sie mich mit sich nehmen?«

»O, sehr gern, Doctor, mit großem Vergnügen.«

»Fürchten Sie nicht, daß ein fremder Gast den Brautleuten oder deren Eltern unangenehm sein dürfte?«

»Gerade im Gegentheile! Je mehr Menschen ich ihnen bringe, desto lieber wird es ihnen sein! — Der Bräutigam ist ja übrigens auch mein Milchbruder!«

»Dann bleibt es dabei. In fünf Minuten machen wir uns hier davon — erst Sie, ich werde indessen mit Ihrem Onkel von seiner Gesundheit sprechen, um ihn zu beschäftigen, und Ihnen dann die Treppe hinab nachkommen. Dann nehmen wir einen Wagen und — fort nach Belleville!«

»Schön — das ist prächtig! Sie müssen aber die Aufmerksamkeit meines Onkels ganz in Anspruch nehmen, denn wenn er mich der Thür zusteuern sähe, so würde er mich gewiß zurückrufen, um mich da zu behalten.«

Alles ging bald so von Statten, wie der Doctor es im Voraus geordnet hatte. Er zieht Herrn Monlaurent in eine Ecke und hält ihn lange da auf, indem er ihm neue unschuldige Medicamente verordnet, die, wenn sie schon nichts nützen, so doch auch nichts schaden können. Dann schleicht er sich fort, zu Felix hinab, der ihn vor dem Hause erwartet und ihm entgegenruft:

»Hat mein Onkel nicht bemerkt, daß ich mich davongeschlichen habe? Hat er nicht nach mir gefragt?«

»O nein! — Seien Sie ganz unbesorgt! Es ist ja auch schon halb zehn Uhr. — Die Gesellschaft dort oben denkt sicher schon daran, sich schlafen zu legen! — Wir aber — wir wollen uns unterhalten — ich weiß zwar nicht, ob das sehr gesund ist — aber angenehmer ist es gewiß!«

Sechstes Capitel.

Die Hochzeit Merluchet.

Während der Fahrt erzählt Felix dem Doctor, was des Morgens auf der Mairie in Belleville vorgefallen war, als die Reihe der Trauung an das Brautpaar Merluchet kam.

Herr Choubert lacht herzlich über diese Anecdote und sagt zu Felix:

»Warum haben Sie uns diese Geschichte nicht während des Diners bei Ihrem Onkel zum Besten gegeben? Das hätte ein bischen Leben in die Gesellschaft gebracht, die eben nicht in der heitersten Stimmung war.«

»O, ich werde mich hüten, meinem Onkel so etwas zu erzählen! Ich kenne ihn — er hätte es getadelt, daß ich den Bräutigam vor den Maire geschleppt habe — trotzdem er nur einen Schuh an hatte.«

»Wenn aber die Hochzeit beinahe zurückgegangen wäre! — Hören Sie, mein lieber Herr Felix, ich bin zwar erst seit sehr kurzer Zeit der Arzt Ihres Onkels, aber unter uns gesagt, ich glaube, er hat mit der Erziehung seiner Söhne einen ebenso falschen Weg eingeschlagen, als mit der Erhaltung seiner Gesundheit. Ich habe Ihre drei Cousins aufmerksam beobachtet; sie zittern vor ihrem Vater — aber was beweiset das? Daß, wenn sie Fehler oder sogar auch Laster haben, — sie dieselben sorgsam vor ihm verbergen,

und ihre Neigungen geschickt zu bemänteln wissen. Was wird die Folge davon sein? Sobald sie ihre eigenen Herren sein werden — und das wird nicht lange mehr dauern, denn die Gesundheit Ihres Onkels ist in der That sehr herabgekommen und wird den Radieschen, Kressen und Cichorien nicht mehr lange widerstehen — also, sobald seine Herren Söhne ihre eigenen Herren sind, werden sie sich für den Zwang, welchen sie sich jetzt auferlegen müssen, reichlich entschädigen. Ich glaube, dann wird der große Félicien kaum mehr täglich um zehn Uhr schlafen gehen, der dicke Adolf wird den puren Wein nicht mehr verschmähen, und der magere Victorien nicht mehr vor dem Anblick eines Spiels Karten oder eines Billard-Queue zurückschrecken. Das einzige Liebenswürdige bei Ihrem Onkel ist Ihre Cousine Emma. Sie ist sanft, naiv und hält ihre Meinung nicht zurück, obwohl sie schüchtern ist; sie wird eine allerliebste Frau werden. Sie allein sprach mit Herrn Monlaurent zu Ihren Gunsten — Ihre Cousins haben nicht eine Sylbe gesagt!«

»Sie fürchten ihren Vater zu erzürnen.«

»Man soll sich nie fürchten, die Abwesenden zu vertheidigen. Dann gibt es da noch eine alte Verwandte — ich habe aber bis jetzt nur ihre Nase gesehen, die das ganze übrige Gesicht versteckt.«

»Das ist Madame Sarget, eine gute Frau, die mich jedoch nicht ausstehen kann.«

»Wenn sie wirklich eine gute Frau ist, warum kann sie Sie dann nicht ausstehen?«

»Weil ich eines Tages den unglücklichen Einfall hatte, mich über ihre Nase lustig zu machen.«

»Mein lieber Freund, Sie sind noch jung, beachten

Sie wohl, was ich Ihnen sage: Sie können mit den Frauen zanken, sie hintergehen, verrathen, ja zu Grunde richten und sie werden es Ihnen vergeben, — greifen Sie aber Ihr Aeußeres an, so werden sie Ihnen dies nie verzeihen.«

»Da sind wir bei dem Wirthe im Parke Saint-Fargeau.«

»Ich höre schon den Klang der Violinen — so — jetzt wollen wir an nichts mehr denken, als daran uns zu unterhalten und dafür gibt es ein unfehlbares Mittel.«

»Welches?«

»Uns sofort den Menschen gleich zu stellen, in deren Gesellschaft wir uns befinden. Wenn nun die Hochzeitsgäste betrunken sind, so müssen wir uns auch betrinken, um die Harmonie nicht zu stören.«

»Wenden Sie dieses Mittel immer an?«

»Immer und — überall. Neulich war ich zur Soirée einer Dame der Demi-Monde geladen. Ich trete ein, in dem Salon befinden sich sechs oder sieben Damen, jede von ihnen sitzt einem Herrn auf dem Schooß. Ein einziger Herr saß allein auf seinem Stuhle. Ich nähere mich ihm und verbeuge mich mit den Worten: Wollen Sie mir erlauben, mich auf Ihren Schooß zu setzen — damit jeder von uns sein Schooßkind hat?«

»Und was geschah?«

»Die Damen standen auf. — Kutscher, Sie werden hier auf uns warten.«

»Ganz wohl, mein Herr!«

»Und werden sich ein Glas Wein geben lassen.«

»Mit Vergnügen, mein Herr!«

Der Tanzsaal stand im Garten und war für den Fall

einer ungünstigen Witterung gedeckt. Das Orchester bestand aus drei Violinen, einem Horn und einer Bratsche; jeder der Musikanten strich oder blies für vier und die fünf Personen machten einen Lärm, als wären es zwanzig. Dafür aber wurde ihnen der Wein nicht karg zugemessen — ihnen nicht und Niemanden von der Gesellschaft.

Als Felix mit seinem neuen Freunde eintrat, waren alle Männer betrunken oder doch nicht weit davon entfernt, und einige Frauen blieben nicht hinter den Männern zurück.

»Wonach riecht's denn hier?«

»Es riecht nach Wein, Doctor. Dieser Geruch schlägt vor jedem andern vor.«

»Wir werden viel zu thun haben, wenn wir uns mit diesen Burschen gleichstellen wollen.«

Die Damen waren im vollsten Tanzeifer, man begann eben eine neue Quadrille und Dufilet kam zum ersten Male dazu, mit seiner jungen Frau zu tanzen. Sobald er aber Felix erblickt, geht er statt zum Tanze diesem entgegen und ruft:

»Mein Milchbruder! — Ah bravo, mein Milchbruder ist gekommen! — Still, Musik — er muß tanzen. So seid doch still! — Sind die Kerle dumm! Sie lassen nicht nach!«

»Tanze doch erst deine Quadrille,« sagt Felix. »Wir sprechen nachher mit einander!«

»Nein, nein — Du sollst statt mir mit der Braut tanzen — das ist dein Recht, Du bist ja Brautführer. — Still doch, Musik!«

»Ich kann ja später tanzen. — Ich bringe Dir einen meiner Freunde, einen Doctor, der die Unterhaltung liebt.«

»O, um so besser — Es ist sehr schön, daß Du gekommen bist, warum aber bringst Du uns nur einen Freund? Du hättest wenigstens vier bringen sollen.«

»Mein Herr,« sagt der Doctor, »ich werde versuchen mich zu viertheilen, um Ihnen angenehm zu sein.«

»O, mein Herr, ich habe das nur gesagt, um etwas zu sagen. — Sie werden doch ein Glas Wein annehmen?«

»O gewiß, auch mehrere.«

»Ah, bravo! Sie sind mein Mann! Wir werden uns sehr gut verstehen.«

»He, Dufilet, die Reihe zu tanzen ist an Dir. Komm' doch an deinen Platz.«

»O, nein! Mein Milchbruder tanzt statt mir. — Still, Musik, still!«

Der Orchesterdirector, der dies Winken des Bräutigams endlich bemerkt, läßt seine Musikanten schweigen, was eine eigenthümliche Wirkung hervorbringt. Die Männer stehen mit einem Beine in der Luft, die Frauen beenden ihr Balancé allein und Herr Grandcerf, dessen Nagelgeschwür während des Essens aufgegangen ist und der vis-à-vis von der Braut tanzt, ruft aus:

»Nun, was soll denn das heißen? Gerade wie ich den schönsten Luftsprung machen will — denn seit mein Nagelgeschwür aufgegangen ist, fühle ich mich leicht wie eine Feder — hört die Musik auf. — Heda, Orchester! An was denkt Ihr denn dort unten? Vorwärts, frisch, froh, anfangen! Und vergeßt mir nicht die »petite Laitière« meinen Lieblingstanz, zu spielen.«

»Aber, Herr Grandcerf, man kann doch nicht immer dasselbe spielen!« rief die Braut, »wir haben ihn ja eben erst getanzt.«

»Das ist mir ganz gleich! Da war ich nicht Ihr vis-à-vis, schöne Laurette. Ich will die »petite Laitière«, weil man beim Finale sein vis-à-vis umarmt.«

»Ist der langweilig mit seiner »petite Laitière,« murmelte die Braut vor sich hin.

In diesem Augenblick bringt Dufilet Felix zu seiner Braut und sagt:

»Hier ist mein Stellvertreter. Mein Milchbruder wird mit Dir tanzen. Nun, Du bist doch nicht böse darüber, will ich hoffen?«

»O nein. — Es ist sehr liebenswürdig, daß dieser Herr gekommen ist.«

»Haben Sie mir Ihr Strumpfband aufgehoben?«

»Gewiß — ich habe es mir eigens deshalb noch nicht nehmen lassen.«

»He, hören Sie, Milchbruder, meine Frau hat sich nichts nehmen lassen, um es Ihnen aufzuheben. — Das gefällt mir! — He, Musik! fangt die Quadrille wieder von vorne an.«

»Und verbiete ihnen die »petite Laitière« zu spielen,« sagt die schöne Laurette ihrem Manne in's Ohr. »Ich will keine Umarmung von Herrn Grandcerf.«

»Meine kleine Frau ist boshaft. — Haben Sie das gehört, Herr Felix? Sei ruhig, — ich werde es dem Director gleich sagen. Ah — Du weißt noch nicht, Laurette — mein Milchbruder hat uns einen Doctor mitgebracht — das ist angenehm — nicht wahr? Jetzt müssen wir gleich

dazusehen krank zu werden — da wir die Hilfe ja doch in der Nähe haben.«

»Danke, ich bin lieber gesund — aber Du hast dem Orchester noch nichts gesagt.«

»Ich fliege!«

Felix bemerkt, daß die junge Frau, die auf der Mairie noch »Sie« zu ihrem Manne gesagt hat, ihn jetzt »dutzt«, als wäre es ihr ganzes Leben lang nicht anders gewesen, woraus er schließt, daß die jungen Eheleute seit dem Diner etwas intimer geworden sind.

Während der Tanz von Neuem beginnt, macht der Doctor mit der Familie der Neuvermälten Bekanntschaft.

Diese Bekanntschaft wird natürlich mit dem Glase in der Hand geschlossen. Es gibt eine gewisse Classe von Menschen, die ein »trockenes« Gespräch nicht begreifen kann.

Der Maurermeister saß dicht neben den tanzenden Paaren bei einem Tische, der so beladen mit leeren und vollen Flaschen war, daß man leicht sowohl die vollzogenen Heldenthaten darnach berechnen konnte als die, welche man sich für die Folge aufbewahrt hatte.

Papa Merluchet, violett wie eine rothe Rübe, ist von einem halben Dutzend Freunden umgeben, die wacker mit ihm zechen, und denen er hochtrabende Phrasen vorschwabbelt, die keiner von ihnen, am allerwenigsten er selbst versteht, und die daher allgemeine Bewunderung erregen.

Dufilet stellt seinem Schwiegerpapa den Doctor mit den Worten vor:

»Das ist der Freund meines Milchbruders. Der Doctor ist — das heißt nein, dieser Doctor ist der Freund meines Milchbruders. Ein Lebemann, der gekommen ist, sich

mit uns zu unterhalten und mit uns zu zechen, Papa Merluchet.«

Bei dem Worte »zechen« steht der ehrsame Maurermeister auf, reicht dem Doctor ein bis zum Rande gefülltes Glas Wein und sagt:

»Mein Herr, wenn Sie der Freund meines Freundes sind — so sind Sie auch der uns'rige — und ich glaube Sie sind das im Stande, denn — wie das Sprichwort sagt: Die Freunde unserer Freunde — Na, das Uebrige wissen Sie ja!«

»Ja, mein Herr,« erwiedert unser Doctor, das dargebotene Glas annehmend, »und ich ergreife mit Freude diese Gelegenheit, mit Ihnen und der verehrten Gesellschaft Bekanntschaft zu machen.«

Diese kleine Rede und die Manier, in welcher sie vorgebracht wird, verursachen der ganzen Gesellschaft solches Vergnügen, daß Eines von ihnen in seiner Freude und in dem Eifer, mit dem Doctor anzustoßen, sein Glas zerbricht.

Ein Kellner beeilt sich ihm ein anderes zu geben, und dieser kleine Zwischenfall erregt allgemeine Heiterkeit.

»Meine Herren,« ruft Doctor Choubert, »ich leere dieses Glas auf das Wohl des hier anwesenden Herrn Merluchet und das seiner Tochter, der reizenden Neuvermälten — bis zur Nagelprobe!«

So sprechend leert der Doctor sein Glas auf einen Zug; diese That versetzt die Trinker in Entzücken; alle wollen es dem neuen Freunde, diesem Haupt-Atout, nachmachen; und Einige, die sich überstürzen, um auch die Nagelprobe zu leisten, bekommen den Wein in den unrechten Schlund.

Nach diesem ersten Feldzug läßt der Doctor sein Glas auf's Neue füllen und sagt:

»Dieser zweite Trunk gilt dem neuen Ehemanne, Herrn Dufilet, und der ganzen liebenswürdigen Gesellschaft — für die ich ebenfalls die Nagelprobe mache.«

Wieder stürzt er den Wein in einem Zuge hinab. Der Enthusiasmus nimmt zu, die Gesellschaft bricht in ein schallendes »Hoch« aus, der Maurermeister will eine Rede halten, aber bevor es ihm gelingen will, das erste Wort zu finden, hat der Doctor sein Glas noch einmal gefüllt und erhebt es mit den Worten:

»Diesmal gilt es dem Glücke der Neuvermälten, ihrem Wohlergehen und dem Gedeihen ihrer Sprößlinge, — die ihnen nicht fehlen können — wieder Nagelprobe, meine Herren!«

Dieser dritte Toast ruft stürmisches Entzücken hervor. Die Trinker sind begeistert. Sie klatschen in die Hände, schlagen auf den Tisch und finden kein anderes Mittel ihre Bewunderung auszudrücken, als einen Höllenspectakel zu machen.

Schon werden die Tänzer dadurch gestört und fragen, was geschehen sei, was diesen Lärm verursache. Ein junger Poltron sagt:

»O, das ist ein famoser Zecher! Der Herr wirft sie Alle unter den Tisch — er hat drei Nagelproben nach einander gemacht — er trinkt Alle an!«

»Das wird ihm nicht viel Mühe machen,« bemerkt eine Mama, »sie sind schon drei Viertel besoffen!«

Nach dem dritten »Zutrinken« hat der Doctor aufgehört.

Herr Merluchet, der endlich einen Anfang für seine Rede gefunden hat, steht auf und sagt:

»Meine Herren — hier ist ein Camerad — ein Camerad, der uns beweist — der uns beweist — daß die Größe des Menschen sich erheben kann — erheben bis — bis zu den höchsten Regionen.— Ich glaube, Niemand wird mich Lügen strafen, wenn ich erkläre, daß ich sein Freund bin — sein Freund auf Leben und Tod! — Ich sage sogar mehr — ich sage noch mehr — und sogar — was hab' ich gesagt?«

Der Doctor, der sieht, daß der Schwiegerpapa seine Rede nie zu Ende bringen wird, zieht ihn aus der Verlegenheit, indem er aus Leibeskräften ruft:

»Hoch, Herr Merluchet!«

Alle Zecher stimmen ein, und entzückt von der Wirkung seiner Rede, hält es der Maurermeister für angemessen, dem Doctor um den Hals zu fallen und ihn mit einer Rührung an's Herz zu drücken, die beinahe in's Weinerliche übergeht.

Ein Zank, der sich unter den Tanzenden erhebt, hält glücklicherweise die Thränen zurück, die schon aus Papa Merluchet's Augen fließen wollen.

Herr Grandcerf, der sehr eigensinnig ist, und sich ärgert, die junge Frau mit einem eleganten Herrn tanzen zu sehen, den er gar nicht kennt, während er, der beste Freund des Herrn Merluchet, er, der ohne Nagelgeschwür Brautführer gewesen wäre, noch nicht eine einzige Quadrille erhalten konnte; Herr Grandcerf wollte sich wenigstens dadurch entschädigen, daß er der schönen Laurette während dem Finale der »petite Laitière« einen Kuß gibt.

Aber schon hatte man Pantalon, Eté, Poule und Pastourelle getanzt und doch kam keine petite Laitière — sondern die Quadrille schließt mit einem Galopp.

Da ruft Herr Grandcerf wuthentbrannt aus:

»Das ist nicht Recht, meine Herren Musikanten! Wir wollen keinen Galopp— wir wollen die »petite Laitière«! Spielen Sie die »petite Laitière«.

Die junge Frau aber ruft:

»Nein, nein — es ist schon gut so — ich will einen Galopp!«

Felix, der natürlich seiner Tänzerin beistimmen muß, ruft auch:

»Ja, ja — den Galopp, den Galopp! — Keine »Laitière« — das ist veraltet — zopfig!«

Und alle jungen Männer, die tanzen und der jungen Frau gefällig sein wollen, rufen mit ihm:

»Ja, ja — den Galopp, den Galopp! — Nicht die »Laitière« — nicht diesen Zopf!«

Herr Grandcerf wird spinatgrün, er bildet sich ein, der »Zopf« gelte ihm, und im Augenblicke, wo Felix mit der schönen Lauretta den Galopp beginnt, wirft er sich auf sie, um sie zurückzuhalten.

Aber Felix und seine Tänzerin sind fest — sie nehmen ihren Lauf fort. Herr Grandcerf, dem kein anderes Mittel einfällt, dies Paar aufzuhalten, hängt sich an den Rockschoß des jungen Mannes.

Felix galoppirt immer fort und ruft:

»Wollen Sie mich loslassen! — Wollen Sie meinen Rock loslassen? — Nun, wird's bald?«

Grandcerf aber, der immer mitgaloppiren muß und

sich fest an den Rockschooß klammert, — keucht athemlos dem Paare nach und schreit, während er nicht aufhört zu springen:

»Sie werden mir Rechenschaft geben, mein Herr! — Sie haben sich erlaubt, mich »Zopf« zu nennen — das duld' ich nicht! — Ich weiß zwar nicht, welcher Kobold Sie hieherschickt — aber das geht nicht so ab!«

»Lassen Sie nur meinen Rock los — wir werden schon dann weiter sprechen!«

»Nein, — ich laß ihn nicht los! Ah, ich bin ein Zopf? -- Gut — Sie sind auch einer!«

»Ich glaube nicht! — Wenn Sie meinen Rock zerreißen — so werden Sie ihn bezahlen!«

»Ja, bilde Dir so was ein, frecher Eindringling!«

»Der Alte hat ja den Teufel im Leib!«

»Das ist Herr Grandcerf — er ärgert sich, denn er hätte Brautführer sein sollen —«

»Ah, das ist der Herr, der das Nagelgeschwür hat?«

»So ist es.«

»Und er kann heute Abend tanzen?«

»Ich glaube es ist beim Dessert aufgegangen.«

»Das ist ein Glück für den Ball.«

Felix wendet sich um und ruft:

»Sie werden es bereuen, Herr Grandcerf, wenn Sie so galoppiren nach dem, was Ihnen heute geschehen ist. Sie werden noch ein Geschwür bekommen.«

»O, ich hinke nicht mehr, ich bin ganz geheilt, mein Herr, Sie sollen es gleich sehen.«

»Danke schön, bin nicht neugierig. — Aber lassen Sie mich doch endlich los.«

Aber der alte Brautführer, weit davon entfernt loszulassen, bemüht sich auch den andern Rockschoß zu erhaschen; aber in seinem Eifer bemerkt er nicht, daß zwei Herren mit einander in die Reihe treten, um zu galoppiren und den alten Herrn aufzuhalten, der sich wie eine Klette an den Tänzer der jungen Frau klammert.

Die zwei Galoppeurs werfen sich mit solcher Kraft auf Grandcerf, daß dieser, von dem Anprall erschreckt. den Rock losläßt und mitten unter die Tanzenden fällt, die über ihn hinweg galoppiren.

Er schreit »Zu Hilfe, zu Hilfe! — Polizei! Gensdarm! — Man tritt mich mit Füßen, man meuchelt mich, man steigt auf mir herum, als ob ich ein Asphalt wäre!«

Dieses Geschrei ist es, das zu den Ohren der Zecher gedrungen war, als Herr Merluchet Herrn Choubert mit Rührung in die Arme schloß.

Der Doctor windet sich rasch aus den Armen des Maurermeisters, Alles eilt zu den Tanzenden, die endlich gezwungen sind Halt zu machen.

Herr Grandcerf liegt auf allen Vieren und flucht wie ein Besessener. Man hebt ihn auf. Er ist voll Staub und Schmutz, hat zwar keine andere Verletzung davongetragen als eine kleine Wunde am Ohr, behauptet aber an mehreren Stellen beschädigt zu sein.

Der Doctor betastet, beklopft und untersucht ihn überall und sagt endlich:

»Es ist Ihnen nichts geschehen, mein Herr! Vielleicht einige leichte Contusionen, ein Ritz am Ohr, das ist aber auch Alles.«

»Das ist nicht Alles! Ich sage Ihnen, ich habe mich noch irgendwo beschädigt — ich bin ganz zerbrochen.«

»So kommen Sie, mein Herr, kleiden Sie sich aus und ich will Sie visitiren.«

Bei diesem Vorschlage laufen alle Frauen davon, weil keine den alten Grandcerf im paradiesischen Costüm sehen will.

Dufilet sagt:

»Es ist ein Glück, daß Sie sich jetzt verwundet haben, wo wir gerade einen Doctor zur Hand haben; das findet sich herrlich — Sie haben eine prächtige Nase.«

Herr Grandcerf will sich indessen durchaus nicht entkleiden und begnügt sich mit kalten Umschlägen auf sein Ohr.

»Warum aber zum Teufel haben Sie sich denn unter die Tanzenden gemischt?« fragt Herr Merluchet. »Da sind Sie nicht am Platze, mein Alter. Sie hätten besser gethan, mit uns zu trinken. Aber der liebe Doctor, das ist ein Mann! — Er macht — er macht Proben auf den Nagel, daß es eine Passion ist!«

»Dieser Herr ist an Allem Schuld,« ruft Grandcerf, auf Felix zeigend. »Er hat mich beschimpft, er hat mich einen Zopf geheißen!«

»Mein Milchbruder? Das ist nicht möglich, das ist nicht wahr!«

Die schöne Laurette, die sich nicht mit den andern Damen geflüchtet hat, als man Anstalten machte, Herrn Grandcerf zu entkleiden, wahrscheinlich weil sie glaubte, sie müsse sich in ihrer Eigenschaft als Neuvermälte daran gewöhnen, so Manches zu sehen, nimmt das Wort und erzählt den Hergang der Affaire.

Als man von der Starrköpfigkeit des Herrn Grandcerf hört, der gegen den Wunsch der jungen Frau die »petite Laitière« tanzen wollte, wie man erfährt, daß er sich an Felix's Rockschoß gehängt und diesen beinahe abgerissen hat, da bricht ein Sturm gegen Grandcerf los.

Die jungen Leute lachen ihm in's Gesicht, die Männer tadeln und schmähen ihn, die Frauen und Mädchen verhöhnen ihn. Da, ganz auf seine angeblichen Wunden vergessend, springt er empor wie von einer Feder geschnellt, drückt den Hut in den Kopf und ruft als Antwort auf alle Schmähungen:

»Ah, man geht so mit mir um! — Man behandelt einen alten Freund so?! — Lebt wohl, ich habe genug von eurer Hochzeit, Ihr seid Krakehler!«

Und Herr Grandcerf geht, von dem tobenden Geschrei der Hochzeitsgäste begleitet.

Die junge Frau hüpft vor Freude und ruft:

»O, das ist ein Glück, jetzt sind wir ihn los! Der Alte sucht immer Händel! Jetzt brauche ich auch nicht mehr mit ihm zu tanzen.«

Siebentes Capitel.

Ein boshafter Streich des Herrn Dardard.

Dem Verschwinden des Herrn Grandcerf folgte beinahe augenblicklich das Erscheinen des Herrn Dardard, des Factotums der ganzen Umgegend. Dieser, immer heiter, immer tänzelnd, immer schwatzhaft, kommt, wischt sich den

Schweiß von der Stirne, gibt jedem der Anwesenden einen herzhaften Händedruck und sagt:

»Da bin ich — ich hoffe Ihr Ball ist noch nicht zu Ende. — Ich war auf drei Hochzeiten — jetzt komme ich von Gigoteau — es war sehr schön — sehr amüsant — famoser Liqueur — das ist bei Nacht sehr gut — es stärkt die Nerven der Tänzer. — Aber was ist dem Herrn Grandcerf zugestoßen? Ich begegnete ihm eben, er rannte nach Hause wie toll und fluchte wie ein Lastträger! Ich frug ihn was geschehen sei und weshalb er die Hochzeit schon verließ; er erwiederte mir einen einzigen Satz sehr energisch, den ich Ihnen aber nicht wiederholen will, trotzdem ein deutscher Dichter ihm zu einer großen Berühmtheit verholfen hat. Dann lief er fort und ich fühlte nicht den Beruf in mir, ihn weiter aufzuhalten.«

»Sie thaten Recht daran, wir haben diesen Herrn satt, der fortwährend disputirt,« sagt Dufilet. »Ist Gigoteau's Hochzeit schon vorüber?«

»O, noch nicht — sie wollen sehr lange tanzen — aber ich habe Ihnen einen Streich gespielt — im Einverständnisse mit dem neugebackenen Ehemann — haha, das wird eine Ueberraschung sein! —«

»Was für einen Streich? — Erzählen Sie uns das, Herr Dardard.«

»Ja, erzählen Sie uns Ihren Streich!«

»Gerne. Die Sache ist nämlich diese:

»Denken Sie sich, Gigoteau, der heute Hochzeit hielt, nimmt mich bei Seite und sagt: »Herr Dardard, es ist mir sehr zuwider, daß die Leute so lange tanzen wollen — meine Liebe leidet darunter — denn — am Ende — Sie

verstehen mich schon, und wie ich nur ein Wort mit meiner Frau sprechen will, umringt man uns — aus Furcht, daß ich sie nach Hause führe. All' dies ist auch meiner Frau zuwider, denn — schließlich — na, Sie wissen ja, was ich sagen will — sie theilte meine Gefühle — na ja, sonst hätten wir uns auch nicht geheiratet. Hören Sie nun, was ich mir ausgesonnen habe: Sie geben meiner Frau den Arm, führen sie herum — Ihnen mißtraut man nicht — man wird Ihnen nicht auf Schritt und Tritt nachgehen wie mir. Sie werden thun, als wollten Sie sie in die Erfrischungshalle führen und — pfutsch — fliegen Sie mit ihr die Treppe hinab und führen sie zu mir. Sie kennt die Wohnung noch nicht, die ich für uns gemiethet habe, aber Sie wissen, wo sie ist: Rue des Rigolles Nr. 18, im zweiten Stock; ich habe absichtlich den Schlüssel in meiner Thüre stecken lassen, sie brauchen meine Frau nur bis zu der Treppe zu begleiten, dann kann sie allein hinaufgehen. — Ist es Ihnen recht? Wollen Sie mir diesen Gefallen erweisen?« –

»Mit großem Vergnügen,« antwortete ich — und Gigoteau fuhr fort: »Ich werde noch ein bischen bleiben, damit man nicht glaubt, ich sei mit im Complotte. — Und da Sie schon meine Frau begleiten, so seien Sie so gut, auch den kleinen Fourniquet nach Hause zu führen. — Er jammert schon seit zwei Stunden über Bauchschmerzen und will fortgehen. — Aber der Kleine ist erst sechs Jahre alt, man kann ihn des Nachts doch nicht allein nach Hause schicken und seinen Bruder, den Pompier, wollte ich nicht einladen, weil er ein Taugenichts ist und ein Hanswurst, der sich über alle Ehemänner lustig macht. — Sie werden einsehen, daß ich das nicht mehr dulden kann, seit ich auch zur Corporation gehöre.«

»Gut,« sage ich darauf, »aber wo wohnt der kleine Fourniquet?«

»Bei seinem Bruder — auch in der Rue des Rigolles, zwei Häuser vor dem meinigen, — das macht Ihnen also keine Mühe.«

»Ich nahm diesen Vorschlag mit großem Vergnügen an. Gigoteau lief fort, seine Frau von unserem Plane zu benachrichtigen — dann gab ich ihr meinen Arm, als wollte ich sie im Tanzsaale umherführen — sie nahm ihn lächelnd an. — So gingen wir eine Weile auf und ab, und ich lachte mir heimlich in's Fäustchen bei dem Gedanken an unseren Schelmenstreich; — ich finde viel Vergnügen an solchen kleinen Spitzbübereien. Endlich benutzen wir einen günstigen Augenblick, schlüpfen zur Thür hinaus, eilen die Treppe hinab; unten erwartet uns der kleine Fourniquet, der sich den Bauch hält, und nun geht es fort in die Rue des Rigolles. Da handle ich nach der erhaltenen Vorschrift und sage zu der jungen Frau: »Hier in diesem Hause wohnt Ihr Mann, steigen Sie hinauf in den zweiten Stock, der Schlüssel steckt an der Thür, gehen Sie zu Bett — Ihr Mann wird Ihnen bald nachkommen.« Dann führ' ich den kleinen Fourniquet zu seiner Thür und sage ihm: »Du findest den Weg hinauf schon allein, geh' in's Bett!« — dann eile ich hieher und — da bin ich jetzt! — Hahahaha! — die werden jetzt die Braut suchen und glauben, ich habe sie auf meine Rechnung entführt! — Hahahaha — das hab' ich gut gemacht, denk' ich — jetzt will ich mich aber auch von meinen Mühen erholen!«

Alles klatscht Herrn Dardard's Erzählung Beifall zu, aber die schöne Laurette sagt:

»Nun, ich werde es nicht machen wie die Braut Gigotrau's — ich will nicht, daß man mich entführt, sondern will selbst recht lange tanzen, und wenn es Herrn Dufilet nicht recht ist — um so schlimmer für ihn!«

»Das könnt' mir einfallen! Es ist mir im Gegentheile ganz recht,« sagt Dufilet. »Ich theile die Gefühle meiner Frau!«

Man klatscht auch dem jungen Ehemann Beifall zu und denkt an nichts mehr als daran zu tanzen, denn diese verschiedenen Zwischenfälle haben den Ball unterbrochen, und die Damen wollen die verlorne Zeit einbringen.

Der Doctor hat unter dieser plebejischen Menge, die ihn umringt, eine starke, kugelrunde Blondine bemerkt. Sie ist sehr weiß, hat einen kleinen Fuß, ein sehr hübsches Bein und ein paar Waden, welche zu verbergen sie sich nicht die mindeste Mühe gibt, denn wenn sie tanzt, schürzt sie ihr Kleid in die Höhe, als wolle sie durch einen Bach waten.

Die Aerzte sind gewöhnlich Verehrer eines schönen Beines und sie haben Recht, denn ein hübsches Bein ist weniger betrügerisch als manche andere Reize; er geht also um die Kugel zum Tanze aufzufordern, und diese sagt ihrem Ritter zu mit den Worten:

»Ich bin zwar mit dem kleinen Blaise engagirt, aber das schadet nichts, ich tanze lieber mit Ihnen, denn er schwitzt in den Füßen, — nun da können Sie denken, daß er unangenehm riecht, wenn er tanzt!«

»Ich kann Ihnen die Versicherung geben, schöne Frau, daß Sie bei mir dieser Unannehmlichkeit nicht ausgesetzt sein werden.«

»O, ich glaube es Ihnen. — Uebrigens sieht man es

Ihnen gleich an, Sie riechen sogar sehr gut. Sind Sie einparfümirt?«

»Nein — ich habe nur einige Tropfen Millefleurs auf mein Taschentuch gegossen.«

»So? Nun, es ist jedenfalls viel angenehmer als die Füße des kleinen Blaise — Ah, da ist er! — Blaise! — Es ist mir leid, aber dieser Herr hat mich ›verengagirt‹.

Der junge Blaise ist friedlicher Gemüthsart und entfernt sich, ohne böse zu sein.

Man beginnt eine Quadrille, und der Doctor spricht während des Tanzes eifrig mit seiner Tänzerin, die nichts Anderes will. Nach der ersten Figur weiß er schon, daß sie Madame Tricoud heißt, daß Ihr Mann Viehhändler ist und sich beinahe immerwährend in seinen Geschäftsangelegenheiten auf Reisen befindet, was ihr oft sehr unangenehm ist, da es eine gewisse Leere in ihre Existenz bringt.

»Ist Herr Tricoud auch hier auf der Hochzeit?« frägt Docter Choubert.

»O Gott nein, er ist wieder in die Normandie gereist, um Hornvieh zu bringen; wenn man ihm zuhört, müßte man glauben, daß hier gar keines zu finden wäre! Und ich glaube doch, es ist eben kein so seltener Gegenstand!«

»Was Sie da sagen, ist sehr geistreich!«

»Haha — Schelm! Sie wollen mich mit Schmeicheleien verführen —«

»Ich muß gestehen, daß ich nichts dagegen hätte — Sie haben das schönste Bein im ganzen Saale!«

»Finden Sie? — Nun, es ist wahr, ich habe einen kleineren Fuß als die Braut — so schmeichle ich mir. — Sie haben also nach meinem Bein gesehen?«

»Ich thue, seit ich hier bin, nichts Anderes!«

»Ah — Sie sind schlimm! — Die Frauen schreien alle, daß ich mich beim Tanzen zu hoch aufschürze!«

»Das sagen sie nur aus Eifersucht, weil keine so starke Waden hat wie Sie!«

»Ah — Sie haben meine Waden gesehen? — Nun, mein Gott, wenn man was Hübsches hat — so muß man doch sehen damit Ehre aufzuheben!«

Der Doctor hat seine Scrupel über diesen Grundsatz — hütet sich aber sie Madame Tricoud mitzutheilen, mit der er tanzte wie nie zuvor in seinem Leben.

Das Animo hat sich der ganzen Gesellschaft mitgetheilt, es herrscht ein außergewöhnliches Feuer beim Tanze und um dem allen die Krone aufzusetzen, will das Orchester — im Complott mit Dufilet — das Finale der Quadrille gar nicht beenden, das schon über eine halbe Stunde dauert. Einige Tänzer, die nicht mehr weiter können, sind ausgetreten, aber gleich wieder von neuen Paaren ersetzt worden.

Madame Tricoud weicht nicht vom Platze und hört nicht auf ihrem Tänzer zu betheuern, sie sei im Stande die ganze Nacht so fortzutanzen, und der Doctor, der schon müde ist, kommt zu der Ansicht: es sei doch zu viel Muskelkraft in so starken Waden.

Plötzlich sieht er auf das neue Paar, das anstatt ihres bisherigen vis-à-vis eingetreten ist; er denkt nach wo er das Gesicht des Tänzers, der sich mit so viel Grazie bewegen will, schon gesehen hat, ohne darauf kommen zu können; dieser aber lächelt, wie er an ihm vorbeikommt, und sagt:

»Ich bin's, mein Herr — der Kutscher — man hat

mich eingeladen, ich solle mich auch unterhalten und zum Teufel, warum hätte ich es nicht annehmen sollen! Das ist eine prächtige Hochzeit!«

»Ah, Sie sind's — mein Kutscher. — Ich dachte mir gleich: Das Gesicht soll ich kennen! Gut, gut, mein Junge — nur zugetanzt! — Es ist nur Schade, daß Ihr Pferd nicht tanzen kann; ich bin überzeugt, man hätte es auch eingeladen!«

»O, ich bin ruhig, — dem geht es gut — es wird auch tractirt!«

»Es war wirklich der Mühe werth,« denkt sich der Doctor, »auf die Hochzeit Merluchet's zu kommen. Aber, zum Teufel, das Finale nimmt gar kein Ende! — Ich bin ganz ermüdet — meine Tänzerin rast immer mit derselben Wuth fort — ich glaube, dieses Weib ist kräftiger als ich. — Sie spricht nicht sonderlich gewählt, aber — sonst ist sie nicht übel! Ihr Mann muß dazu geboren sein, unter dem Hornvieh zu leben!«

Ein Höllenlärm unterbricht plötzlich die nicht endenwollende Quadrille. Diesmal kommt das Geschrei von der Seite, wo die Trinker versammelt sind. Der Docter benützt diese Gelegenheit und sagt zu seiner Tänzerin:

»Da unten wird gezankt, wir wollen sehen, was es gibt!«

Die Dame mit den schönen Beinen möchte lieber noch tanzen, aber der Docter zieht sie mit sich fort, ohne ihr Zeit zu einer Antwort zu gönnen.

Ein großer junger Mann ist eingetreten, wüthend über Herrn Dardard, der trinkend an dem Tische sitzt, wo

Papa Merluchet noch immer den obersten Platz einnimmt.

»Ah — da ist Gigoteau!« rufen die Tänzer und treten näher.

»Was macht er denn hier, anstatt auf seiner Hochzeit zu sein?«

Derjenige, von dem man spricht, erklärt bald die Veranlassung seines unerwarteten Besuches, indem er wie ein Besessener ruft:

»Teufel — davon ist nicht die Rede. — Potzelement — ich will meine Frau haben — meine Frau will ich haben! — Ich habe sie Ihnen anvertraut, Herr Dardard, um den Plan auszuführen, den wir ersonnen haben. — Was haben Sie mit ihr gemacht?«

»Ich habe mit ihr gemacht, — was wir verabredet haben. — Ich begreife Ihre Wuth nicht. — Glauben Sie vielleicht, ich habe Ihre Frau für mich behalten? — Man sieht, daß Sie mich nicht kennen — zu so etwas bin ich gar nicht fähig!«

»Aber zum Teufel, was haben Sie mit meiner Frau angefangen? — Wir haben verabredet, daß Sie sie in meine Wohnung führen sollen, im zweiten Stock in der Rue des Rigolles. — Vor zehn Minuten eile ich hin. — Der Schlüssel steckt noch an der Thür — im Zimmer ist es stockfinster — Ich denke mir: Aha, sie hat aus Schamgefühl das Licht ausgeblasen und ist zu Bette gegangen. Und da höre ich auch tiefe Athemzüge; ich kleide mich also aus — natürlich immer ohne Licht, des Schamgefühles wegen. — Ich lege mich nieder, — und was finde ich in meinem Bette? Einen kleinen Buben, den kleinen Fourniquet,

— der sich noch dazu schlecht aufgeführt hat. Ich frage ihn: »Was machst Du in meinem Bette, Taugenichts?« Er antwortet: »O, ich habe geglaubt, ich bin zu Hause, bei meinem Bruder! Herr Dardard ließ mich unten an der Treppe stehen, und sagte mir, ich solle nur allein heraufsteigen, der Schlüssel stecke an der Thüre. — Das wußte ich wohl, mein Bruder läßt ihn ja immer stecken.« Aber meine Frau, wo ist sie? Frage ich ihn weiter, sie ist hierher gegangen, — warum ist sie nicht mehr da?« Der kleine Fourniquet sagt, er habe meine Frau nicht gesehen, er wisse nichts und schläft wieder ein. Nun, Herr Dardard, jetzt sprechen Sie — was, was haben Sie mit meiner Frau gemacht? — — Ich will den Besitz meiner Frau antreten. — Der Herr Maire hat es mir erlaubt. — Ich befehle Ihnen, sie mir auszuliefern.«

Das Factotum von Belleville kratzt sich hinter dem Ohre und scheint in größter Verlegenheit zu sein; plötzlich schlägt er sich auf den Schenkel und ruft:

»Ah, ich hab's! — Ja, — es kann nicht anders sein! — Beruhigen Sie sich, Gigoteau, ich errathe wo Ihre Frau ist. — Sie ist nicht verloren, — wir werden uns geirrt haben. — Ich habe Sie wahrscheinlich zu dem Bruder des kleinen Fourniquet geführt. — Das ist Alles!« —

»Zu dem Pompier!? — Sie haben meine Frau zu einem Pompier schlafen geführt! — Ah, Tausendmilliondonnerwetter! — Und Sie sagen mir das, um mich zu beruhigen? — Ah, zu allen Teufeln — Sie haben mir meine Frau beschädiget, mein Herr! Das ist entsetzlich!«

»Aber nein, aber nein, beruhigen Sie sich! Der Pompier wird schon bemerkt haben, daß nicht sein kleiner Bruder neben ihm gelegen ist. — Er wird zu Ihrer Frau ge-

sagt haben: Rühren Sie sich nicht — hier waltet ein Irrthum — und wird schnell aufgestanden sein.«

»Ja, er wird meiner Frau nichts Anderes gesagt haben als: Rühren Sie sich nicht! — Noch dazu ist dieser Pompier ein Don Juan. — O, meine arme Toinon, — wenn ich Dich unbeschädigt finde, so kann ich von Glück reden. — Kommen Sie, Herr Dardard, kommen Sie schnell mit mir — und wenn Toinon zu Schaden gekommen ist — so — so sollen Sie mich kennen lernen!«

»Was — ich soll Sie kennen lernen? — Danke schön! — Habe ich es denn absichtlich gethan? — Ist irren nicht menschlich?«

»Nein, mein Herr, wenn es sich um eine junge Neuvermälte handelt, so irrt man sich nicht, — da gibt man Acht! — Schnell vorwärts — vorwärts!«

Nur mit Widerstreben geht Herr Dardard endlich mit dem großen Gigoteau; dieser aber nimmt ihn unter den Arm und zwingt ihn mitzugehen; einige junge Männer, die bei der Hochzeit Merluchet anwesend sind, gehen auch mit, um die Entwicklung dieses Abenteuers mitzumachen.

Aber Diejenigen, die bleiben, rufen einstimmig:

»Armer Gigoteau! — Er glaubt seiner Sache sicher zu sein! — Und Fourniquet, der Pompier, ist noch dazu ein solcher Mädchenjäger — ein abgefeimter Verführer!«

»Und ist dem Gigoteau aufsässig, weil er ihn nicht zu seiner Hochzeit geladen hat.«

»Alle Wetter,« sagt Dufilet, »wenn mir so was passiren würde — ich weiß nicht, was ich thäte!«

»Sie hätten ganz Recht, mein Schwiegersohn,« stammelt der Maurermeister, der — in Folge des vielen Trin-

kens — sich nicht mehr von seinem Platze erheben kann. »So muß sich ein Mann — das heißt ein Mann, der ein Mann ist — in einem solchen Fall benehmen!«

»Es wäre aber doch Unrecht von mir,« sagt der junge Ehemann, »mich zu fürchten, meine Frau ist ein ganzes Weib, die kann einen Pompier schon in Respect halten!«

»O, ich fürchte mich vor nichts,« sagt Laurette. »Aber im Grunde genommen ist doch nur Gigoteau selbst an alledem Schuld. Er hätte seine Frau auf dem Balle tanzen lassen sollen, und dann ruhig mit ihr nach Hause gehen.«

»Die junge Frau hat Recht!« sagt Madame Tricoud. »Und dann habe ich es noch immer erlebt, wenn ein Mensch einen andern anführen will, so ist am Ende er selbst der Gefoppte!«

Schon beginnt der Tag zu grauen; die Damen, welche von der endlosen Quadrille erschöpft sind, bekommen Lust, eine Kahnfahrt auf dem Teiche zu machen, die Herren beeilen sich ihren Wünschen nachzukommen, und die schöne Laurette will Felix zu ihrem Ruderer haben, weil Dufilet schon des Nachmittags den Kahn bei einer solchen Fahrt beinahe umgeworfen hätte.

Bald sind alle Damen eingeschifft; da die Boote jedoch nicht groß sind, so fahren wenig Männer mit. Dufilet, der zu spät gekommen ist, um Platz in einem Kahn zu finden, hält sich am Ufer auf und ruft den Vorüberfahrenden zu:

»Macht mir ein bischen Platz! Ich wette, daß ich —

ohne daß Ihr anhaltet — von hier aus in euer Boot springe!«

»Ich wette, daß Ihr es nicht könnt!« erwiedert der Bruder der Neuvermälten, ein großer Bursche, der ein bischen betrunken ist, weil er es seinem Vater im Zechen hatte gleichthun wollen. Ich wette um ein Glas Punsch zum Frühstück!«

»Angenommen!«

Im Nu nimmt Dufilet seinen Anlauf und springt in das von seinem Schwager gelenkte Boot, in welchem sich vier Damen und ein alter Onkel des jungen Dufilet befinden.

Der junge Ehemann ist richtig im Boote, aber fiel beinahe seinem alten Onkel an die Brust; dieser, erschrocken, will dem Stoße ausweichen, wirft sich zurück, verliert durch diese Bewegung das Gleichgewicht und fällt in den kleinen Teich.

»Ach, mein Gott! Ich habe meinen Onkel Miraux ertränkt!« ruft Dufilet aus; »er kann nicht schwimmen, ich muß ihn herausfischen!«

Der junge Ehemann, nur der Stimme seines guten Herzens folgend, stürzt sich augenblicklich in's Wasser und sucht seinen Onkel unter den kleinen Weißfischchen, die den Teich bevölkern.

Die Verwirrung wird allgemein, alle Schiffe steuern dem Fleck zu, wo das Unglück sich zugetragen hat, und Herr Merluchet, der mit einer Ruderstange am Ufer steht, hat den Onkel Miraux schon zweimal mit ihr wieder in's Wasser zurückgestoßen, indem er sie ihm zur Hilfe hinreichen wollte.

Glücklicherweise haben Andere, die geschickter sind, Dufilet geholfen, der mit seinem Onkel, den er beim Beinkleid gepackt hat, auf der Oberfläche des Teiches erscheint; man stößt ihn mit Stangen an das Ufer, er hat des Onkels Unaussprechliche nicht losgelassen. Papa Miraux kommt bald zu sich, begehrt Branntwein und Dufilet ruft:

»Das thut nichts, ich habe die Wette gewonnen, das Glas Punsch — ich war im Boote!«

»Ja — aber Du hast deinen Onkel in's Wasser geworfen!«

»Das wird ihm nichts geschadet haben — er badet ohnehin nie!«

Dieses Ereigniß macht dem Ball ein Ende, denn der junge Ehemann ist ganz durchnäßt und muß sich trocknen gehen.

»Das ist recht schön,« sagt die schöne Laurette zu ihrem Mann. »Du machst heute nichts als Dummheiten — Wenn das so fort geht — wer weiß was noch geschieht!«

Darauf drückt Dufilet seinen Milchbruder die Hand und sagt zu ihm:

»Ich hoffe, Sie werden uns in Paris besuchen, wo wir in acht Tagen unseren Laden eröffnen!«

»Der Herr hat es mir ja versprochen,« sagt die Neuvermälte lächelnd.

»O dann, Laurette, — dann ist es so viel, als wenn es schon geschehen wäre!«

Felix erneuert sein Versprechen und sucht Doctor Choubert, um mit ihm nach Paris zu fahren. Aber der Doctor hat die Hochzeit schon mit Madame Tricoud verlassen, und als Felix nach dem Cabriolet frägt, das ihn

hieher gebracht hat, hört er, der Kutscher sei derartig angetrunken, daß man ihn in ein Cabinet des Gasthauses schaffen mußte, wo er seinen Rausch ausschlafen konnte.

Achtes Capitel.

Die drei Cousins.

Einige Tage sind seit der Hochzeit der schönen Laurette mit Dufilet verstrichen; Felix hat seinen Onkel nicht wieder besucht, und doch wäre es sehr nothwendig, daß dieser ihm zu Hilfe käme, denn er hat Schulden gemacht und mit dem Gehalt von fünfzehnhundert Francs, den er bezieht, wird er sie nicht bezahlen können. Aber er hat nicht den Muth, seinem Onkel seine Verlegenheit zu gestehen, seinem Onkel, der ihn mit solcher Strenge behandelt und ihm eine Predigt hält, so oft er ihn sieht.

Eines Morgens jedoch, an dem Felix mehr als gewöhnlich von seinem Schneider, seinem Schuster und seinem Hausherrn gequält worden war, macht er sich auf den Weg zu Herrn Monlaurent; auf der Straße begegnet ihm Doctor Choubert, den er seit der Hochzeit Merluchet nicht gesehen hat.

Die Herren gehen auf einander zu und reichen sich die Hand.

»Guten Morgen, Doctor, es freut mich sehr Sie zu sehen!«

»Mir geht es ebenso mit Ihnen, mein lieber Herr Felix, erstens weil es mir sehr angenehm ist Ihnen zu be-

gegnen, und dann weil ich Ihnen für das Vergnügen danken will, das Sie mir verschafft haben, indem Sie mich zu der Hochzeit Merluchet führten!«

»Haben Sie sich wirklich unterhalten?«

»Wie noch nie im Leben! — Ich wollte bersten vor Lachen; ich habe mich mit dem Vater der Braut betrunken; ich habe wie ein Verdammter mit einer fetten Kugel getanzt, die Spaß versteht; ich bin auf dem Wasser gefahren; ich bin zwar nicht hineingefallen, wie der Bräutigam, es ist wahr, aber dafür habe ich eine Liebeserklärung gewagt, die gar nicht schlecht aufgenommen wurde; endlich habe ich vis-à-vis von meinem Kutscher getanzt, was mir noch nicht passirt ist. — Ich glaube, man müßte sehr anspruchsvoll sein, um mit dieser Abendunterhaltung nicht zufrieden zu sein. — Nur muß ich gestehen, ich hätte gerne erfahren, was für Folgen das Abenteuer gehabt hat, das dem armen Gigoteau zugestoßen ist, der seine Frau nicht finden konnte!«

»Er hat sie gefunden. — Von dem Scheine irregeführt, war sie zu dem Pompier gegangen, dieser aber hat bei seinem Degen geschworen, daß er nicht einmal aufgewacht ist. — Unter Anderm, wie sind Sie zurückgekommen? Ich habe unser Cabriolet nicht finden können!«

»Teufel, das will ich glauben! Da ich wußte, daß mein vis-à-vis, der Kutscher, hagelvoll betrunken war, so nahm ich sein Cabriolet, indem ich meine Eroberung, Madame Tricoud, nach Hause begleitete. Dem Wirth hatte ich gesagt, wo der Kutscher am andern Tage sein Fahrzeug wieder finden könne. — Sind Sie zu Fuß zurückgekehrt?«

»Ja — mit mehreren jungen Männern, die bei der

Hochzeit waren. Da diese Herren sich aber am Wege damit unterhielten, an allen Hausthüren zu läuten, an allen Laden zu poltern, kurz einen Höllenlärm zu schlagen, so hatte ich bald genug von ihrer Gesellschaft und ging allein weiter.«

»Und jetzt gehen Sie zu Ihrem Onkel —«

»Ja — ich wollte es —«

»Nun, das ist gut, ich wollte es eben auch. Kommen Sie, lassen Sie uns mit einander gehen!«

Anstatt des Doctors angebotenen Arm zu nehmen, stößt Felix einen tiefen Seufzer aus und bleibt stehen.

»Nun — was gibt's denn?« ruft der Doctor aus. »Sie machen ein betrübtes Gesicht — das ist sonst nicht Ihre Gewohnheit. Da man aber seine Gewohnheiten nicht ohne ernste Veranlassung aufgibt, so sagen Sie mir, was Ihnen zugestoßen ist und was Sie seufzen macht.«

»O, mein Gott, Doctor — das ist eben nichts Neues!«

»Aber etwas drückt Sie jedenfalls. Erzählen Sie es mir als Arzt, ich werde Sie heilen, wenn es den Körper betrifft — ich werde Sie trösten, wenn es die Seele angeht.«

»Nun, Doctor, ich habe Schulden, und kein Geld, um sie zu bezahlen.«

»Dann verstehe ich den Besuch bei Ihrem Onkel; das ist ganz einfach — er ist Millionär, er soll Ihre Schulden zahlen. Er wird Sie erst auszanken — daran ist nicht zu zweifeln, aber das Ende wird sein, daß er doch zahlt, — das ist immer das Ende.«

»O, ich zweifle daran. Mein Onkel liebt mich nicht, weil ich puren Wein trinke, manchmal Billard spiele und nicht um zehn Uhr schlafen gehe — aber bei Gott, Doctor

Choubert, es ist mir unmöglich so klug zu sein, wie meine Cousins!«

»Das glaub' ich wohl! Es wäre auch mir unmöglich, ja, ich will noch mehr sagen, ich würde mich über mich selbst ärgern, wenn ich so klug wäre!«

»Onkel Monlaurent hat meine Schulden schon einmal gezahlt, nachdem ich ihm geschworen hatte, keine mehr zu machen.«

»Wer wird einen jungen Mann auf etwas schwören lassen, wenn sogar erfahrene, alte Männer so häufig ihre Schwüre brechen.«

»Mein Onkel, der eine Ausnahme von den meisten Menschen ist, hat noch immer gehalten, was er verspricht. Er will nun bei Anderen dieselbe Eigenschaft finden.«

»Wenn wir die Tugenden, die wir selbst besitzen, auch von allen Jenen fordern wollten, mit denen wir umgehen, so hätten wir sehr wenige Freunde — und noch weniger Bekannte.«

»Kurz, ich fürchte, mein Onkel wird mir eine große Scene machen, und — meine Schulden doch nicht bezahlen.«

»Sie belaufen sich also auf eine große Summe?«

»Auf vierzehnhundert Francs.«

»Vierzehnhundert Francs! — Für Ihren Onkel ist das ja ein Bagatelle. — Das muß er Ihnen doch augenblicklich geben!«

»O, das wird er nicht!«

»Warum also, wenn die Dinge so stehen — warum wenden Sie sich nicht an Ihre Cousins? Unter jungen Männern ist es ja ein Vergnügen, sich beizustehen. Aber sie haben vielleicht kein Geld?«

»Ja, sie haben welches, ihr Vater gibt ihnen genug; aber er verbietet ihnen, es auszugeben — und da ist es dann so viel, als ob sie keines hätten.«

»Das ist eine sonderbare Familie! — Aber — diese Schulden drängen doch nicht für den Augenblick? Sie haben doch Zeit vor sich?«

»Wenn nur der Schneider und diese Leute allein wären, so würden sie vielleicht noch warten. Unglücklicher Weise habe ich aber einem alten Juden für siebenhundert Francs und einige Packette Cigarren, noch dazu abscheuliche Cigarren, einen Wechsel auf tausend Francs ausgestellt. Er ließ den Wechsel protestiren, das Urtheil ist gefällt, er kann mich jeden Augenblick festnehmen lassen — und damit droht er mir, wenn ich ihn binnen drei Tagen nicht gezahlt habe.«

»O, Teufel — da hat die Sache Eile. Hören Sie, mein lieber Felix, ich will zu Ihrem Onkel gehen — mich zu erkundigen, wie er sich befindet. — Soll ich es übernehmen, für Sie zu sprechen?«

»O — ich wagte es nicht Sie darum zu bitten, aber Sie erweisen mir damit einen großen Dienst!«

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt. Ich fürchte mich nicht mit diesem Menschen zu sprechen, der vollkommen ist, und von seinen Nächsten dasselbe fordert. Seien Sie ruhig, ich werde Ihre Sache mit Eifer betreiben und werde etwas durchsetzen — dessen bin ich gewiß. — Kommen Sie, Sie können mich in dem Kaffeehause erwarten, das beinahe vis-à-vis von Herrn Monlaurent ist, auf diese Art werden Sie gleich seine Antwort hören.«

Die Herren machen sich auf den Weg. Einige Schritte von der Wohnung des Millionärs entfernt, tritt Felix in

ein Kaffeehaus und der Doctor begibt sich zu Herrn Monlaurent.

Felix versucht ein Journal zu lesen, aber er ist zu ungeduldig, zu erwartungsvoll aufgeregt, um auf das zu achten, was er liest; seine Augen wandern jeden Augenblick nach der Straße. Plötzlich erblickt er seinen Cousin Félicien, der nach Hause geht. Sich an die Worte des Doctor Choubert erinnernd, tritt Felix aus dem Kaffeehause. Er denkt:

»Bei Gott, ich will es doch versuchen! Unter jungen Männern braucht man sich doch nicht zu schämen, einzugestehen, daß man in einer kleinen Verlegenheit ist.«

Und dem großen jungen, blonden Manne in der Straße entgegeneilend, hält Felix ihn an.

»Guten Morgen, Félicien!«

»Ah — Du bist's, Felix!« entgegnet der junge Monlaurent mit ziemlich kalter Miene. »Was machst Du denn hier, anstatt in deinem Geschäfte zu sein?«

»Ich bin hier, wahrscheinlich weil ich hier zu thun habe. Willst auch Du mir eine Predigt halten wie mein Onkel?«

»O nein — am Ende ist es mir ja ganz gleichgiltig, ob Du arbeitest oder ob Du nicht arbeitest!«

»Danke; aber von alledem ist nicht die Rede. Sage mir — bist Du bei Cassa?«

»Bei Cassa?«

»Ja, besitzest Du Geld — für Dich?«

»Geld? — Das ist doch natürlich! Ich habe immer Geld, ich, denn mein Vater gibt mir oft welches, weil er

weiß, daß ich keinen schlechten Gebrauch davon mache, daß ich keine tollen Streiche begehe — wie Du.«

»Es ist war — ich muß gestehen, ich bin nicht so weise wie Du! Und was für eine Summe ist ungefähr in deinem Besitze?«

»Du bist sehr neugierig! Aber ich habe beiläufig — o ja, ich habe wenigstens zweitausend fünfhundert Francs. Wenn man nichts ausgibt, so häuft das Geld sich an!«

»Das ist richtig. Nun, Félicien, willst Du mir eine große Freude machen, mir einen wahren Freundschaftsdienst erweisen, für den ich Dir sehr dankbar sein werde?«

»Sage mir erst, worum es sich handelt?«

»Leihe mir vierzehnhundert Francs, um eine dringende Schuld zu zahlen, ich werde es Dir wiedergeben — nach und nach — in Raten. Du rettest mich aus großer, ernster Verlegenheit.«

Félicien sieht seinen Cousin mit spöttischer Miene an, lacht endlich und sagt:

»Ah — schön! Das habe ich nicht erwartet — darauf war ich nicht vorbereitet — aber, es gefällt mir! Es ist wirklich gut! — Hahahaha!«

»Wenn Du genug gelacht hast, wirst Du mir wohl antworten, nicht wahr?«

»O — es ist nicht schwer Dir darauf eine Antwort zu geben. Um Dir Geld zu leihen, müßte ich ein Narr sein! Du gibst ohnedies das schnell genug aus, welches mein Vater Dir gibt, es ist nicht nothwendig, daß meines denselben Weg geht!«

»Vor Allem gibt mein Onkel mir seit langer Zeit kein Geld mehr; und wenn er einmal meine Schulden ge-

zahlt hat, so ist es nicht edel von Dir, es mir vorzuwerfen. — Du schlägst mir meine Bitte also ab?«

»O, entschieden.«

»Sehr gut. Ich habe nicht mehr von Dir erwartet.«

»Dann lohnte es nicht der Mühe mich aufzuhalten. Adieu, Felix, ich gehe zum Frühstück.«

Der große Blonde hat sich entfernt; Felix sieht ihm nach und denkt:

»Ja, ich habe geahnt, daß er mich abweisen würde, — jetzt habe ich die Ueberzeugung erlangt. Aber — mir in's Gesicht zu lachen — wenn ich ihm sage, daß ich in ernster Klemme bin — das ist zu viel und zeigt von einem bösen Herzen. — Ah, da kommt der dicke Adolph — er geht auch zu seinem Vater frühstücken — ich glaube, er ist ein besseres Gemüth. — Laß' einmal sehen, vielleicht habe ich bei ihm mehr Glück.«

Und Felix tritt seinem Cousin Adolph in den Weg. Dieser streckt ihm die Hand entgegen, drückt die seinige herzlich und sagt:

»Ah, Du bist's, Felix, glücklicher Felix — Du trägst deinen Namen mit Recht! — Du thust was Du willst, und unterhältst Dich von Früh bis Abend — ich habe Dich oft um dein Loos beneidet.«

»Es ist wahr, mein lieber Adolph, ich unterhalte mich so oft und so gut, als ich kann. Aber mein Loos ist nicht immer ein so beneidenswerthes, wie Du vielleicht glaubst. Sieh', zum Beispiele in diesem Augenblicke habe ich keinen Sou in der Tasche und ohne Geld ist's nichts mit der Unterhaltung. Noch mehr: ich habe Schulden, vierzehnhundert Francs — und werde deshalb verfolgt. —

Kannst Du sie mir leihen? Du würdest mir einen großen Dienst erweisen.«

Adolph schüttelt seinem Cousin die Hand, stößt einen Seufzer aus und antwortet:

»Um Dir diese Summe leihen zu können, müßte ich sie vor Allem erst haben, und ich besitze nicht mehr als beiläufig dreihundert Francs. Mein Vater gibt mir nicht so viel Geld als dem Félicien, in den er unbegrenztes Vertrauen setzt und der sein Benjamin ist. Von ihm fordert er nie Rechenschaft über sein Geld — bei mir aber ist das ganz anders. — Ich muß ihm meine Cassa zeigen — manchmal fehlt ein Fünffrankenstück, wenn ich mich verführen ließ, eine »Gloria« zu trinken. Ich liebe »Gloria« sehr — auch den Curaçao — und Chartreuse — o Himmel, Chartreuse — das ist was Herrliches! — Wenn ich aber ein solches Deficit habe, so muß ich Geschichten erfinden — und ich habe nicht viel Talent zum Erfinden. Das ist die Ursache, weshalb ich Dir die Summe, die Du von mir begehrst, nicht leihen könnte, wenn ich sie auch hätte. — Vierzehnhundert Francs! Eine Geschichte von solcher Höhe zu erfinden — dazu werde ich mich nie emporschwingen können. Sei mir deswegen nicht böse, Felix, Du siehst — es ist nicht meine Schuld.«

»Nein, mein Freund, nein — ich bin Dir nicht böse, denn Du bist aufrichtig mit mir.«

»Kommst Du zu meinem Vater, mit uns zu frühstücken?«

»Nein.«

»Dann leb' wohl, denn Du weißt, man darf nicht zu spät kommen.«

Der dicke Adolph läßt Felix allein, der sich denkt:

»Dieser Cousin ist mir lieber — und ich glaube, er hätte mir geholfen, wenn es in seiner Macht stünde. Ah, da kommt nun Victorien dem Hause zu. Soll ich mich an ihn wenden? Warum nicht? Da ich schon im Zuge bin, so ist es gut, die Freundschaft meiner drei Cousins für mich auf die Probe zu stellen und zu sehen, was ich von ihnen zu erwarten habe.«

Victorien geht sehr schnell und sieht immer sehr zerstreut aus. Er ist im Begriffe, Felix, der ihm den Weg vertritt, bei Seite zu stoßen, als dieser sagt:

»Nun — erkennst Du mich gar nicht?«

»Ah, Du bist's, Felix! — ich habe Dich nicht gesehen — ich dachte eben daran — wie der Cours heute an der Börse gestiegen ist — das heißt gestern. — Was hätte man für eine Summe verdienen können — wenn man vor acht Tagen gekauft hätte.«

»Nun — davon verstehe ich nichts. Ich muß Dir gestehen, ich kümmere mich wenig um den Cours und die Börse. — Ich bin nicht in der Lage, dort irgend welche Speculationen zu machen.«

»Das ist kein Hinderniß, dem Steigen und Fallen des Courses mit Aufmerksamkeit zu folgen, darüber nachzudenken, Berechnungen zu machen, kurz sich die Befähigung zu erwerben, eines Tages sein Glück zu machen — ein großes Vermögen zu gewinnen «

»Ich glaube, das kann Niemand mit Sicherheit voraus bestimmen. Hängt dabei nicht Alles vom Zufalle ab?«

»O nein — es gibt unfehlbare Berechnungen!«

»Ich muß Dir gestehen, daß ich mich in diesem Augen-

blicke mit einer andern Berechnung beschäftige — mit der: die vierzehnhundert Francs zu bezahlen, die ich schuldig bin. Laß hören, Rechenmeister, was würdest Du an meiner Stelle thun, um diese Summe zu bezahlen, wenn Du keinen Sou im Vermögen hättest?«

»O, — wenn ich nur hundert Francs hätte, — so würde ich damit spielen! — Was immer — das bleibt sich gleich!«

»Das ist ein schlechter Rath; erstens ist das Spiel eine schlechte Hilfsquelle und begünstiget nur Diejenigen, die es nicht nöthig haben.«

»Pah! — wenn man es versteht, die Chancen zu berechnen, so benützt und lenkt man sie zu seinen Gunsten.«

»Und dann kann ich nicht hundert Francs auf's Spiel setzen, da ich, wie ich Dir schon gesagt habe, nicht einen Sou in der Tasche habe!«

»Das ist richtig, und um so schlimmer für Dich, wenn es sich so verhält, denn nur mit Geld kann man Geld verdienen!«

»Du mußt welches haben, Victorien. Nun leihe mir so viel, daß ich meine Schulden bezahlen kann. — Ich werde es Dir in kurzer Zeit zurückgeben.«

Der junge Victorien denkt ein paar Minuten nach und antwortet dann:

»Nein, ich werde Dir nichts leihen. — Wenn Du es zu irgend einer Börsespeculation brauchtest, so hätte ich es vielleicht riskirt. — Wenn Du aber deine Schulden zahlst, so bleibt Dir nichts, und Du hast nichts, um mich zu bezahlen. — Da behalte ich mein Geld lieber! — Leb' wohl, Felix, ich habe Eile!«

Der dritte Cousin hat sich entfernt wie die anderen, Felix geht in's Kaffeehaus zurück und denkt:

»Der Versuch ist gemacht, — die drei Cousins sind auf die Probe gestellt. Jetzt weiß ich, wie viel ich auf ihre Freundschaft zu bauen habe! Wenn der Docter bei meinem Onkel nicht glücklicher ist, so sehe ich mich schon in Clichy.«

Neuntes Capitel.

Die kleine Cousine.

Doctor Choubert hat Herrn Monlaurant inzwischen in seinem Cabinete gefunden, wo er über seine Beine klagt, wie über seinen Bauch, seinen Kopf, seinen Magen.

»Doctor, ich bin gar nicht wohl; Sie curiren mich nicht!« sagt der Millionär, wie er seinen Arzt eintreten sieht.

»Ich curire Sie nicht! — Aber — sagen Sie mir erst — was haben Sie da?« fragt der Doctor, auf eine Theekanne zeigend und ihren Inhalt untersuchend.

»Das ist ein Absud von Hanfkörnern, sehr leicht, unschädlich, aber auflösend und sehr erquickend!

»Ah, zum Teufel, mein Herr, wie soll ich Sie heilen, wenn Sie das Gegentheil von alledem thun, was ich Ihnen vorschreibe?! — Habe ich Ihnen Hanfkörner-Absud verordnet, ich? — Ich sagte Ihnen: Trinken Sie Quinquina-Wein täglich — zwei gute Löffel voll — Quinquina von Madeira. Das wird Ihnen Kraft geben, Ihren Magen, der es sehr nöthig hat, — stärken. Anstatt dessen verschlingen Sie gesottene Hanfkörner wie ein Kanarienvogel! — Wenn Sie

es so fortmachen, so werde ich Ihnen nichts mehr verordnen — darauf gebe ich Ihnen mein Wort!«

»Ich habe gefürchtet, Doctor, daß dieser Quinquina-Wein zu stark ist für meine zarte Constitution!«

»Da ich als Ihr Arzt Ihnen denselben anempfohlen habe, so wird er Ihnen wahrscheinlich zuträglich sein. Haben Sie Vertrauen zu mir oder nicht?«

Herr Monlaurent stottert ein ziemlich unsicheres »Ja« und murmelt:

»Nun ja, ich werde Quinquina trinken.«

»Und Sie werden sehen, wie gut er Ihnen thun wird. Und jetzt, mein lieber Herr Monlaurent, will ich mich eines Auftrages entledigen, mit dem man mich für Sie betraut hat. Nämlich ein sehr liebenswürdiger junger Mann, Ihr Neffe Felix, den ich vor fünf Minuten gesehen habe.«

»Mein Neffe Felix! Ah, das ist ein Taugenichts! Ich habe mir wieder schöne Streiche von ihm erzählen lassen. Denken Sie nur, Doctor, bei der Hochzeit seines Milchbruders, wo er als Zeuge figurirte, hat er sich erlaubt, den Bräutigam mit einem Schuh an vor den Maire zur Trauung zu führen!«

»Ich kenne diese Anecdote, er hat sie mir erzählt.«

»Und Sie finden das nicht sehr unanständig? Ein Bräutigam mit einem Schuh — den andern Fuß nackt! Das ist ein Verstoß gegen die Achtung vor der Obrigkeit!«

»Die Obrigkeit hat es nicht einmal bemerkt! Und hätte Felix nicht so gehandelt, so wäre die Partie zurückgegangen.«

»Ich bin nicht Ihrer Ansicht, Herr Doctor Choubert, ich entschuldige solche Unzukömmlichkeiten nicht. Nun — und welche Commission hat Ihnen dieser Thunichtgut gegeben?«

»Mein Gott — ich finde Sie heute so gegen ihn eingenommen, ich fürchte —«

»Ich werde gegen meinen Neffen nie mehr anders sein — Sie werden mich an jedem Tage so finden!«

»Dann ist es ebenso gut gleich zu Ende zu kommen — überdies ist die Sache dringend. Ihr Neffe hat Schulden, vierzehnhundert Francs — man peinigt und verfolgt ihn deswegen, — man hat sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt — er hofft also, daß Sie ihm dies eine Mal wohl noch zu Hilfe kommen werden und —«

»Schulden! Er hat wieder Schulden! Und er wagt es, sich an mich zu wenden! — Nachdem er geschworen hat — denn er hat geschworen keine mehr zu machen, mein Herr, als ich vor einem Jahre für ihn bezahlte. Alle Wettrr! darf ein Mann von Ehre einen Schwur brechen?«

»Ihr Neffe ist noch so jung!«

»Für so etwas gibt es keine Entschuldigung!«

»Aber, mein Herr, es handelt sich um eine elende Summe von vierzehnhundert Francs — was ist das für Sie!«

»O, ich kann diese Summe gewiß auslegen, ohne es zu fühlen, aber ich will den schlechten Lebenswandel nicht unterstützen. — Ein Bursche, der das Spiel, den Wein und die Weiber liebt! — O, pfui!«

»Ach lieber Gott, mein Herr, man darf sich nicht besser machen als man ist! Wir Alle finden Geschmack daran!«

»Nein, mein Herr, nein! Ich habe nie solche Leidenschaften gehabt — und ich bin stolz darauf!«

»Jedenfalls geht es Ihnen trotzdem nicht sonderlich gut!«

»Ja — aber ich habe nicht das Podagra, mein Herr!«

»Ach — das hat nicht jeder Lebemann, ich könnte Ihnen hundert Beispiele sagen. Aber kommen wir auf Ihren Neffen zurück; Sie werden doch nicht zugeben, daß man den Sohn Ihrer Schwester einsperrt?!«

»Ja, mein Herr, ich werde es zugeben! — Das wird eine gute Lehre für ihn sein!«

In diesem Augenblicke tritt die junge Emma in das Zimmer ihres Vaters, sie hat laute Stimmen gehört, und nachdem sie den Doctor gegrüßt hat, flüstert sie ihrem Vater zu:

»Was ist vorgefallen, Papa? Du scheinst so aufgeregt zu sein — hast Du Dich geärgert?«

Herr Monlaurent senkt brummend den Kopf, der Doctor aber sagt schnell:

»Sie kommen eben recht, mein Fräulein, um mit mir zu Gunsten Ihres Cousins Felix zu sprechen!«

»Felix! was ist ihm denn geschehen?«

»Mein Gott, Fräulein, er hat sich hinreißen lassen, in dem leichten Sinn der Jugend zu handeln, die Geld ausgibt, ohne lange zu rechnen. — Kurz, er hat Schulden gemacht — er wird einer nicht bedeutenden Summe wegen von seinen Gläubigern verfolgt. — Er hat es nicht gewagt, sich an seinen Onkel zu wenden und mich beauftragt seine Sache zu vertreten. — Ihr Vater aber zeigt eine übermäßige Strenge und schlägt es ab, seinem Neffen beizustehen.«

»Ach, mein liebes, bestes Väterchen, Du wirst Dich erweichen lassen,« sagt das liebliche junge Mädchen, sich ihrem Vater nähernd, »mein Cousin wird sich bessern —«

gewiß, ich bin überzeugt davon. Du wirst ihm die Summe geben, die er benöthigt —«

»Nein, meine Tochter, denn dein Cousin wird sich nicht bessern. Er hat es schon einmal geschworen, aber er hat sein Wort gebrochen — ich will nichts mehr für ihn thun.«

»Dann muß Ihr Neffe in's Schuldengefängniß wandern,« sagt der Doctor.

»In's Gefängniß, mein Cousin in's Gefängniß!« ruft Emma aus. »O, das wäre entsetzlich! Nein, mein Vater, Du kannst das nicht zugeben. O, ich beschwöre Dich, sei nicht unerbittlich!«

»Genug, meine Tochter, genug,« sagt der Banquier mit gebieterischem Tone; »ich verbiete Dir ein Wort weiter über diesen Gegenstand zu sagen, oder von meinem Neffen zu sprechen. Und ich werde den Doctor bitten, dasselbe zu thun.«

Das junge Mädchen schlägt die Augen nieder und zittert leise. Der Doctor, gereizt von den Worten des Herrn Monlaurent, greift nach seinem Hute, den er auf den Kopf setzt, und ruft:

»Sehr gut, mein Herr, Sie haben ein Herz, das eines Erfrischungsmittels bedarf; trinken Sie Ihren Hanfabsud, mein Herr, trinken Sie Ihre Tisanen. Was mich betrifft, ich werde mich nicht mehr um Ihre Gesundheit annehmen.«

»Das ist mir ganz lieb,« brummt Herr Monlaurent.

Der Doctor ist beinahe schon am Fuße der Treppe angelangt, da legt eine kleine Hand sich sanft auf seine Schulter. Er wendet sich erstaunt um und sieht die junge

Emma, die ihm eine Brieftasche entgegenhält und mit bewegter Stimme sagt:

»Nehmen Sie das, Herr Doctor, und geben Sie es meinem Cousin; es ist Alles, was ich besitze, aber es wird ihn vielleicht aus der Verlegenheit reißen. — Sagen Sie ihm aber ja nicht, daß es von mir ist, er soll glauben, es kommt von meinem Vater. — Leben Sie wohl!«

Das reizende Kind flog schnell die Treppe hinauf, bevor der Doctor Zeit gehabt hatte, ihr seine Meinung über ihre Handlungsweise zu sagen. Er hält die Brieftasche in der Hand und findet darin ein Billet zu tausend Francs.

»Das liebenswürdige Mädchen,« denkt er, »sie gibt ihrem Cousin Alles, was sie besitzt, und fürchtet nicht, sich dem Zorne ihres Vaters auszusetzen. O, ich habe sie recht beurtheilt und gleich erkannt, daß sie ihren drei Brüdern nicht ähnlich ist, und — bei Gott, auch nicht ihrem Vater, worüber ich ihrer Mutter mein Compliment machen würde, wenn sie noch lebte. — Tausend Francs, das ist etwas, aber es ist nicht genug, um unseren jungen Mann aus der Verlegenheit zu reißen. — Bei Gott, ich will der edlen That des jungen Mädchen ein bischen nachhelfen. Ich habe heute Früh von einem Patienten fünfhundert Francs erhalten, die ich schon verloren gegeben hatte — ich lege sie zu den tausend Francs und unser Freund ist gerettet!«

Felix wartet noch immer, aber mit nicht sehr froher Hoffnung im Kaffeehause, da kommt Doctor Chaubert mit strahlender Miene auf ihn zu, steckt ihm eine kleine Brieftasche in die Hand und sagt:

»Nehmen Sie, schöner junger Mann, ich war glück-

lich in meiner Mission — da, damit können Sie Ihre Gläubiger befriedigen.«

»Wär' es möglich — ach, lieber Doctor, ich habe nicht darauf gerechnet, daß mein Onkel sich rühren lassen würde.«

»Ihr Onkel, nie! Das ist ein alter Knicker mit einem Herzen von Kautschuk — er weist Sie rund ab.«

»Aber woher dann?«

»Von einem Engel in Gestalt eines jungen Mädchens, kurz, von Ihrer Cousine. Sie ist mir auf der Treppe nachgelaufen, und gab mir ihre Ersparnisse für Sie.«

»Ist es möglich, meine Cousine —«

»Ja, mein Herr, und sie hat mir verboten, Ihnen zu sagen, daß dieses Geld von ihr kommt. Aber ich habe nicht das Herz eine so edle That auf die Rechnung eines Menschen zu schreiben, der sich erbarmungslos gegen Sie gezeigt hat, und der es für ein Verbrechen hält, die Weiber zu lieben — der alte Thor!«

»Meine Cousine — meine Cousine ist es!«

»Ja, ja, — er kommt gar nicht zu sich! Jetzt, mein Herr, gehen Sie Ihre Schulden bezahlen — und ich gehe zu meinen Kranken — jeder folgt seinem Berufe.«

Zehntes Capitel.

Ein Abenteuer hinter den Coulissen.

Felix hätte seiner Cousine gern gedankt, andererseits aber fühlte er wenig Lust, seinem Onkel und seine drei liebenswürdigen Cousins wieder zu sehen. So wartete er denn,

bis sich eine günstige Gelegenheit bot, bis der Zufall ihn mit seiner Cousine zusammenführte und ihm erlaubt, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen.

Der junge Mann war sehr fleißig und arbeitsam geworden, weil er sich oft sagte:

»Diese fünfzehnhundert Francs, die ich von Emma erhalten habe, muß ich ihr eines Tages zurückgeben können.«

Da jedoch in Felix' Alter die guten Vorsätze kein Hinderniß sind, zuweilen einen kleinen Seitensprung zu machen, so vergaß dieser auch nicht auf eine ganz hübsche Tänzerin, Anita, von der man ihn eines Morgens mit seiner Nachbarin sprechen gehört hat.

Diese Anita, ein Mitglied der Délassements, tanzte öfters an dieser Bühne. Ob sie Tänzerin — ob Schauspielerin war? Wahrscheinlich sowohl das Eine als das Andere, oder besser gesagt: Keines von Beiden; aber sie war beim Theater, und für ein hübsches Mädchen ist das eine sehr beneidens- und wünschenswerthe Stellung.

So wie die Nachbarin es gesagt hatte, konnte Felix nur auf Schleichwegen auf die Bühne kommen, wozu er von Niemand berechtigt war, da er auch nicht e i n Musikstück componirt hatte, weder Decorationen malen, noch Costümebilder zeichnen konnte. Wenn er wenigstens Actionär des Theaters wäre, so wäre das schon etwas. Es ist zwar oft nur ein leerer Titel, aber man wird meistens ohnehin nur Actionär, um hinter die Coulissen gehen zu dürfen und die Damen, die uns von der Bühne herab in Entzücken versetzen, in der Nähe zu sehen. — Aber welch' ein Thor ist man! Anstatt in der Nähe zu bewundern, verliert man

seine Illusionen, denn das Roth, Weiß, Blau und Schwarz darf man, obwohl sie in der Entfernung einen so herrlichen Effect hervorbringen, nicht gar zu genau ansehen.

Freilich ist es wahr, daß, wenn man auch an Illusionen verliert, man andererseits durch das Geschwätz entschädigt wird; durch dieses manchmal geistreiche, manchmal drollige, immer aber amüsante Geplauder; durch die lebhaften, pikanten Antworten, die man da zu hören bekommt, durch das Originelle des Anblickes, zu sehen wie ein spanischer Grande sich einer Savoyardin nähert, um ihr Artigkeiten zuzuflüstern, wie ein Engländer mit einem Bären in Streit geräth, und ein König einem Ausrufer eine Prise Tabak anbietet.

Und in dieser Welt geschieht so viel auf Schleichwegen, daß der des Rechtes beinahe darüber vergessen wird. Glaubst Du etwas zu erreichen, weil Du das Recht dazu hast? Da bist Du auf falscher Fährte! Es naht der Eindringling, der auf dem Schleichwege sich eingeschmuggelt hat — er kommt, geht, intriguirt, und — erreicht endlich sein Ziel, während Du, der Du im Vertrauen auf dein Recht, auf deine Verdienste das Ende mit Ruhe abwartest — nichts erreichst. Man hat an etwas Anderes zu denken — als an Dich und deine Verdienste!

Doch genug! Kehren wir zu Felix zurück; er war der Freund eines jungen Mannes, der kleine Stücke schrieb, und durch diese Hintertreppe war er erst öfters mit seinem Freunde auf die Bühne gegangen — bis er es auch allein riskirte. Hier hatte er Fräulein Hermancens Alexander kennen gelernt, der Actionär war. Er hatte mit ihm beim Dominospiel manche Bowle Punsch verloren, und sich so

seine Protection erworben, hinter den Coulissen bleiben zu dürfen.

Heute Abend ging eine Feerie in Scene, eine Feerie mit Tanz und Spectakel und mit Amoretten und Teufeln aufgeputzt. Ein Teufel und ein Amor machen sich auf der Bühne immer sehr gut — Dank dem leichten Costüme, in das man sie steckt; im Leben gehen sie verkleidet umher, was sie freilich nicht hindert ihren Weg eben so gut zu machen.

Fräulein Anita repräsentirte einen Amor; da sie sehr schön gebaut war, so stand ihr das Tricot allerliebst und ließ sie zahllose Eroberungen machen, denn auf der Bühne trägt das Costüme bei den Damen viel zu ihrem Erfolge bei. Ein Dämchen, das unter den einfachen Kleidern einer Bäuerin gar nicht bemerkt worden war, wird mit Bouquets und Liebeserklärungen überschüttet, wenn man es als Sylphide oder Amor sieht.

Felix wollte Fräulein Anita unter diesem Costüme sehen — das keines ist und Sehnsucht in uns nach jenem verlorenen Paradiese erweckt, in dem Adam und Eva spazieren gingen, ohne den Schneider oder die Modistin zu Hilfe zu rufen.

Felix war auf die Bühne gegangen und lauerte auf den Augenblick, wo seine Eroberung Zeit haben würde, hinter den Coulissen mit ihm zu plaudern.

Seine Nachbarin Hermance hat ihn jedoch bemerkt und benützt einen Augenblick, wo sie nicht beschäftigt ist, zu ihm zu kommen und ihm in's Ohr zu sagen:

»Mein kleiner Nachbar, nehmen Sie sich in Acht. Trabucos tanzt heute Abend!«

»Was ist das — Trabucos?«

»Ein Tänzer. — Er gibt den Teufel. — Er hat Talent.«

»Nun, was kümmert das mich, daß Herr Trabucos heute Abend tanzt?«

»Wissen Sie denn nicht, daß er in Anita sterbens verliebt ist? Er macht ihr den Hof. Er ist eifersüchtig wie ein Tiger, — und sehr bösartig. Wenn er Sie mit Anita sprechen sieht, so ist er im Stande Streit mit Ihnen anzufangen.«

»Was kümmere ich mich um Herrn Trabucos! Er soll bei seinem Teufel bleiben und uns in Ruhe lassen. Er wird mich nicht abhalten, mit Anita zu sprechen, — so lange es ihr angenehm ist.«

»Ja, — aber da er durch sein Talent hier etwas zu sagen hat, so kann er Ihnen den Zutritt zu der Bühne untersagen lassen, wenn er sich beim Regisseur beklagt und vorgibt, sie stünden bei seinem Auftritte im Wege.«

»Er soll sich so etwas nur einfallen lassen! Dann soll er erfahren, wie ich Unverschämtheit behandle!«

»Ich habe Sie warnen wollen, — seien Sie wenigstens ein bischen vorsichtig.«

»Dank, liebe Nachbarin, ich werde die Manöver des Teufels im Auge behalten.«

»Haben Sie Alexander nicht gesehen?«

»Er spielt eine Partie Domino im Café du Cirque.«

Fräulein Hermance tritt wieder vor das Publicum hinaus, — und das Ballet beginnt. Sobald die reizende Anita mit ihrem Pas zu Ende ist, geht sie in die Coulissen zu Felix, und es entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch zwischen dem Amor und dem jungen Commis.

Plötzlich fühlt Felix einen Schlag auf der Schulter,

er wendet sich um, sieht Niemand und nimmt das Gespräch wieder auf. Allein nach kaum zwei Minuten wiederholt sich der Vorfall.

»Wer macht sich denn das Vergnügen, mich so auf die Schulter zu schlagen und dann fortzulaufen?« ruft Felix.

»Es ist Trabucos,« erwiederte Anita lächelnd. »Ich habe gesehen, wie er sich leise heranschlich und nach dem Schlage wieder fortlief.«

»Ah, das ist der Herr, der den Teufel darstellt und in Sie verliebt ist. — Ist er — Ihr Geliebter?«

»Was denken Sie nur? — Er ist mir unausstehlich und langweilt mich mit seinen Abgeschmacktheiten. Auch hat er mir schon manche unangenehme Scene bereitet.«

»Wenn dem so ist, so soll er sich in Acht nehmen. — Geben Sie mir nur einen Wink, wenn Sie sehen, daß er sich mir wieder nähert.«

»Da ist er.«

»Gut — diesmal soll er seinen Theil bekommen.«

Der Mensch, der den Teufel personificirt, ist ein kleines, etwas beleibtes Männchen, aber ziemlich gut gebaut und muskulös, und erinnert an jene Gestalten, die auf den Boulevards ihre Kraftproductionen ausüben. Mit sehr häßlichen Gesichtszügen hat er Alles, was zur Darstellung des Teufels erforderlich ist. Da er sich aber für schön hält, so gab er sich alle erdenkliche Mühe, sein Gesicht zu entstellen; nahm eine rothe Perrücke mit Hörnern und machte sich mit gebranntem Kork ein paar gewaltige, über der Nase zusammenfließende Augenbrauen, gleich denen des ewigen Juden. Ferner hat er eine falsche Nase in Form einer Trompete vorgesteckt; alles das im Verein mit seinen rothen, von Schlan-

gen und Fledermäusen verzierten Tricots macht einen ganz respectablen Dämon aus ihm.

Herr Trabucos schlich auf den Fußspitzen herbei, im Begriffe, wieder auf Felix' Schulter zu schlagen, dessen Aufmerksamkeiten für Anita ihm höchlichst mißfallen. Diesmal aber hat Felix sich vorgesehen, und im Augenblicke, wo der Teufel seine Schulter berühren will, erhält er einen so wohl applicirten Faustschlag in's Gesicht, daß seine halbzerschlagene falsche Nase vom Platze weicht und plötzlich über seinem rechten Auge steht.

Herr Trabucos will auf Felix zuspringen, aber im selben Augenblicke ruft die Stimme des Regisseurs:

»Die Reihe ist an Dir, Trabucos! Dein Pas kommt. — Geh doch hinaus — Du wirst zu spät kommen!«

Im Kampfe zwischen Pflicht und Wuth, gehorcht der Künstler doch der Stimme des Regisseurs; wie ein Rasender stürzt er auf die Bühne, und in seinem Tanze spiegelt sich natürlich die Aufregung, in der er sich befindet; niemals ist er so hoch gesprungen, nie waren seine Bewegungen so satanisch lebhaft. Er bringt eine außerordentliche Wirkung hervor, das Publicum tobt, als solle das Haus einstürzen, während der grausame Regisseur ihm aus der Couliffe heraus noch immer zuruft:

»Deine Nase, Trabucos — Steck' Dir die Nase doch wieder an ihren Platz. — Sie ist ja auf deinem rechten Auge!«

Aber Trabucos denkt nicht an seine Nase; während er tanzt, sendet er seine Blicke oft nach der Couliffe, wo Felix noch immer steht; er schneidet ihm Grimassen, rollt und verdreht die Augen auf entsetzliche Weise, ballt die

Faust nach ihm und verdoppelt seine Gliederverrenkungen. Das Publicum, welches glaubt, der Teufel verwende alle diese Sorgfalt seinem Pas zu Ehren, bricht in noch größeren Beifall aus und findet die Idee des Künstlers sehr originell, sich die Nase aus dem rechten Auge herauswachsen zu lassen.

Felix amüsiren die Drohungen des tanzenden Teufels unendlich. Vergebens sagt ihm Anita:

»Gehen Sie, mein Freund, Sie haben Trabucos einen Faustschlag gegeben, er ist wüthend, er wird sich rächen wollen; um Gottes willen, entfernen Sie sich!«

Der junge Mann blieb aber, weil er sich nicht das Ansehen geben wollte, als ob ihn die Drohungen dieses Herrn in die Flucht geschlagen hätten, und begnügt sich damit, zu antworten:

»Nein, nein, ich will nicht gehen. Ich finde diesen Teufel zu amüsant — es interessirt mich ihn tanzen zu sehen.«

Aber der Tanz des Teufels war zu Ende. Jetzt stürzt Herr Trabucos wie ein Wirbelwind in die Coulisse, fällt über Felix her und will auf ihn losprügeln; dieser aber, der den Angriff vorausgesehen hat, erwartet seinen Gegner mit festem Fuße und erwidert mit kräftigen Faustschlägen die, welche er empfängt.

Man will die Kämpfenden trennen — unmöglich. Sie halten sich, umklammern sich, stoßen, schlagen und balgen sich herum und rollen endlich Beide auf dem Boden herum, — mit dem Oberkörper aus den Coulissen hinausragend. Das Publicum ist höchst erstaunt über diese Masse, die aus

dem Palais des Sultans herauskugelt und sich noch am Boden herumwälzend, mit Faustschlägen tractirt.

Der Regisseur und einige der Figuranten ziehen die beiden Gladiatoren endlich bei den Füßen wieder hinter die Coulissen zurück und entziehen sie so den Augen der Zuseher.

Allein schon hatte man Zeit gehabt, sie zu sehen und auf ihre Unkosten zu lachen. Und — durch einen jener Zufälle, wie sie so häufig bösartig in's Leben eingreifen, war an diesem Abende Herr Monlaurent, der sonst beinahe nie in's Theater ging, mit seiner Tochter Emma und Madame Sarget im Theater.

Emma hatte ihren Vater schon lange gebeten, sie in's Theater zu führen, dieser hatte endlich eingewilligt, seiner Tochter dieses Vergnügen zu machen und man hatte auch Madame Sarget mitgenommen, weil Herr Monlaurent, der an Alles denkt, gesagt hat: »Wenn mir im Theater übel wird, so kann meine Tochter allein mir nicht Beistand leisten.«

»Sehr wenig von den Stücken unterrichtet, die in den verschiedenen Theatern aufgeführt wurden, hatte Herr Monlaurent zu seiner Tochter gesagt:

»In welches Theater willst Du gehen, — wähle, mir ist es ganz gleich.«

Emma hatte erwiedert:

»Auch mir, Papa — nur möchte ich gerne eine Feerie sehen.«

Nun hatte man auf den Theaterzetteln nachgesehen, an welcher Bühne eine Feerie gegeben wird. Da in dem Délassement damals die einzige aufgeführt wurde, so gab man ihr den Vorzug.

Herr Monlaurent saß also mit Emma und Madame Sarget in einer Loge des ersten Ranges, die zufällig der Bühne sehr nahe war, und als Felix und der Teufel aufeinander losarbeitend aus der Coulisse gerollt waren, konnten sie die beiden Gestalten und Gesichter ganz gut ausnehmen.

»Ist es möglich!« ruft Herr Monlaurent aus, »dieser junge Mensch, der sich auf dem Boden herumwälzt, sehen Sie einmal, Madame Sarget, — ist es nicht mein Neffe Felix?«

»Ach, Du lieber Himmel, ja! Er ist es richtig, der den Teufel mit Faustschlägen bearbeitet, was soll das bedeuten?«

»Mein Cousin? Sie glauben, daß es mein Cousin ist?« stammelt Emma. Bald aber gestand sie es selbst:

»Ja, gewiß, er ist es. Ist er denn Schauspieler geworden?«

»Das hat ihm noch gefehlt! — Sich herumbalgen vor dem Publicum, mit Faustschlägen arbeiten. — Der Unglücksmensch! Es ist schauderhaft!« —

»Sie sind schon verschwunden, Vater, man hat sie fortgeschleppt.«

»O, diese Scene wird nicht im Stücke stehen. Aber ich werde schon erfahren, was diesen Vorfall veranlaßt hat. Ich werde im Zwischenacte hinausgehen und mich erkundigen.«

Beinahe alle Zuseher waren so neugierig wie Herr Monlaurent, zu erfahren, welcher Zufall sie zu dem Publicum dieser Boxerei zwischen dem Tänzer Trabucos und einem jungen Manne gemacht hat, der nicht in Costüm und

nicht als Schauspieler bekannt war. Man hatte daher mit Ungeduld dem Actschlusse entgegengesehen. Kaum war aber der Vorhang gefallen, so liefen die Einen in's Kaffeehaus, die Andern zu der Concierge des Theaters; diejenigen, die Zutritt auf die Bühne hatten, sind dahingeeilt, und bald kehrt man mit der Auskunft in den Saal zurück.

Ueberall spricht man von diesem kleinen Ereignisse — in den Gängen, im Foyer und die Logen-Schließerinnen sind natürlich auch nicht die Letzten, die Erkundigungen über die Veranlassung dieses Kampfes eingezogen haben.

Herr Monlaurent läßt erst die Neugierigsten vorüberstürzen, dann wendet er sich an eine Logenschließerin, die er eben eifrig erzählend in der Mitte eines Menschenknäuels bemerkt hatte, was voraussetzen läßt, daß sie mehr weiß als die andern, und stellt jetzt ebenfalls seine Frage:

»Könnten Sie mir sagen, gute Frau, was diese Scene veranlaßt hat, diese scandalöse Prügelei unter zwei Individuen, die nach dem Ballete aus der Coulisse auf die Bühne gerollt sind?«

Und Herr Monlaurent begleitet seine Frage mit einem Silberstück, das die Rede der alten Frau noch flüssiger macht.

»Ja, mein Herr — gewiß kann ich Ihnen bessere Auskunft geben als jede Andere. Uebrigens habe ich es gleich errathen! Ach Gott, noch bevor man mir es sagte, rief ich: »Ich wette, daß man sich wegen Anita prügelt! — Diese Kleine [illegible] schon an vielen ähnlichen Auftritten Schuld gewesen!« — Und ich habe mich nicht geirrt: es war wirklich wieder wegen Anita!«

»Wer ist diese Anita?«

»Eine von den Tänzerinnen im ersten Pas der Amors — eine kleine Brünnete — sehr schön gewachsen — O — ihr Bein findet viel Beifall!«

»Ich verstehe. — Also — ihretwegen?«

»Ja. Sie müssen wissen, Trabucos ist rasend in sie verliebt. — Er hat gesagt, er wollte für sie gerne sein ganzes bischen Möbel verkaufen — Er hat einen »Stich« für sie — wie man sagt.«

»Und wer ist Trabucos?«

»Trabucos ist der Tänzer, der den Teufel gemacht hat; — ein Bursche voll Talent! — Sie haben gesehen, welchen Erfolg sein Pas gehabt hat! — O, er ist sehr beliebt beim Publicum — aber nicht bei Anita, die sich von dem jungen Menschen beschwatzen läßt, den Sie auf die Bühne kollern gesehen haben. — Er scheint nichts Besonderes zu sein — ein Gelbschnabel! — der ihr noch nicht einmal ihren Ankleidespiegel bezahlt hat — sie ist ihn noch schuldig. — Aber die Frauenzimmer sind so dumm, sie verlieben sich in junge Nullen, die zu nichts gut sind — und vernachlässigen die gesetzten Männer, durch die sie ihr Glück machen könnten! — Ich würde ihnen einen bessern Rath geben!«

»Aber was ging eigentlich vor?«

»Trabocus hat bemerkt, daß der junge Mann, von dem die Rede ist, auf die Bühne kommt, um mit Anita zu plaudern, und dachte: »Das ist ein Nebenbuhler, er soll eine gute Pille zu schlucken bekommen!« Denn Trabucos ist sehr stark — der Mensch ist ganz Nerv und Muskeln! — Er hat es der Kleinen vorausgesagt. »Anita,« sagte er, »wenn Sie wieder mit diesem Gelbschnabel zischeln — so erwürg' ich

ihn bei nächster Gelegenheit!« Und Anita erwiderte ihm: »Ja — Schnecken.«

»Wie — Schnecken?«

»Ja — das heißt so viel als: »Daraus wird nichts!« Das ist ihr Lieblingsausdruck! Und es ist doch so gekommen. Sie spricht mit ihrem jungen Ritter, Trabucos sieht sie, obwohl er gerade tanzt, und ist wüthend. Wie sein Pas vorüber ist, läuft er auf den jungen Mann zu und sagt: »Ich befehle Ihnen mit diesem Fräulein nicht zu sprechen — ja ich verbiete es Ihnen!« — Ich glaube der Andere hat ihm in's Gesicht gelacht. Nun können Sie denken, wie es weiter gegangen ist. Sie sind beide wüthend wie Truthähne und nun geht es: Piff — Puff! und es regnet Faustschläge! — Man will sie trennen, ist's aber nicht im Stande, und endlich fallen sie auf einander zudreschend auf den Boden und kugeln auf die Bühne, vor das Publicum hinaus! — Und wissen Sie, was Anita inzwischen gethan hat? — Sie hat gelacht, als wolle sie bersten — die Herzlose! — Sie ist entzückt, wenn man sich für sie grün und blau schlägt — sie gibt vor, daß sie das »poussirt!«

»Was war das Ende von alledem?«

»Nun — man hat den jungen Mann natürlich von der Bühne abgeschafft, wo er nie hätte einen Fuß hinsetzen sollen. Aber man ist mit diesem Aufdringlichen nicht streng genug — die Concierge drückt ein Auge zu — der Regisseur ist ein gutes Kind! — Diesmal aber hat der schöne Verführer seinen Laufpaß! — Es hat keine Gefahr, daß man ihn wieder hinter die Coulissen läßt, den schönen Felix! — Er heißt nämlich Felix, denn Anita hat oft genug ge-

sagt: »Ah, Felix kommt heute Abend nicht — da ist es zu langweilig!«

Herr Monlaurent weiß genug, kehrt in seine Loge zurück und sagt zu Emma:

»Meine Tochter, ich habe Dinge vernommen, Dinge— die mich nur in meiner Meinung über deinen Cousin bestärken; er ist ein großer Taugenichts, von dem nichts Gutes zu erwarten ist. Du hast immer seine Partei genommen — Du hast Unrecht gehabt! — Deine Brüder haben ihn weit besser beurtheilt, denn sie haben mir nie ein Wort zu seinen Gunsten gesagt. Für die Zukunft erwarte ich, daß Du mir nicht mehr von diesem Herrn sprichst, dessen Benehmen mich erröthen macht und den ich nicht mehr bei mir empfangen will.«

Die junge Emma senkt das Köpfchen und stammelt traurig:

»Ich werde Ihnen gehorchen, mein Vater!«

Und Madame Sarget stößt ein tiefes »Ach« aus und sagt:

»Wer sich über eine Frau lustig macht, ist zu Allem fähig.«

Am Tage nach diesem Abenteuer erhält Felix von seinem Onkel einen Brief folgenden Inhaltes:

»Ich war gestern mit meiner Tochter im Theater, wo Du dem Publicum eine scandalöse Scene zum Besten gabst, indem Du Dich mit einem Schauspieler, der im Costüme eines Teufels war, auf dem Boden gewälzt und herumgebalgt hast. Von diesem Augenblicke an verbiete ich Dir, Dich bei mir zu zeigen und werde zudem Befehl geben, Dich nicht vorzulassen.«

Felix zerknittert diese Zeilen in seiner Hand und denkt:

»Ich habe doch Pech! — Mein Onkel, der fast nie in's Theater geht — muß gerade gestern auf diesen Einfall kommen — und mich im Kampfe mit Trabucos erkennen. — Und auch meine Cousine hat mich gesehen. — Er verbietet mir sein Haus. Ich kann Emma also nicht danken. Ich kann ihr auch nicht durch den Doctor mein Bedauern und meine Dankbarkeit ausdrücken lassen — denn Choubert ist nicht mehr der Arzt meines Onkels. — Und all' das wegen Anita — die ich heute Morgen an der Seite eines Börseagenten fahren sah. O, ich war recht albern, ich habe Unrecht gehabt, aber konnt' ich mich am Ende von diesem Herrn mit Faustschlägen tractiren lassen, ohne sie zurückzugeben?«

Eilftes Capitel.

Das Testament.

Felix sah zuweilen den Doctor; er hatte ihm sein Abenteuer auf dem kleinen Theater des Boulevard erzählt. Doctor Choubert hatte wie ein Wahnsinniger über diesen Kampf mit dem Teufel gelacht, der vor dem Publicum geendet hatte, und rief:

»O, das hätte ich sehen mögen! Bitte, geben Sie mir zu Ehren eine Wiederholung dieser Scene, ich miethe schon im Voraus meine Loge!«

»Nein, bei Gott, ich habe mit dem einem Male ganz genug! — Sogar zu viel, da mich das ganz mit meinem Onkel entzweit hat, der mir nun sein Haus verboten.«

»Unter uns gesagt, mein Freund, ist dieses Verbot

wieder kein großer Verlust für Sie; das Haus Ihres Onkels ist nichts weniger als amüsant. Man kann dort den Spleen erwischen.«

»Aber ich sah dort meine Cousine, diese gute, kleine Emma, die mir zu Hilfe kam, und der ich für ihren Beistand noch nicht danken konnte.«

»Wenn Sie ihr danken, so erfährt sie, daß ich ihr Geheimniß verrathen habe. In welchem Lichte stünde ich dann da?«

»Es gibt Indiscretionen, Doctor, die man immer vergibt. Uebrigens bin ich gezwungen zu schweigen, da ich meine Cousine nicht mehr sehen kann. Und Sie, Doctor, gehen Sie nicht mehr zu meinem Onkel?«

»Nein, Sie wissen, er hat mir gesandt, was ich zu fordern hatte und ließ mir sagen, meine Behandlungsweise passe nicht zu seinem Temperamente. Damit gab er mir den Abschied. Armer Mann, der mehr verstehen will als alle Aerzte! Es gibt gewiß welche unter meinen Collegen, die keinen Adlerblick haben, aber um ihren Onkel zu behandeln, braucht man ihn nur anzusehen, zu hören und seine Nahrungsweise zu kennen. Ich hätte ihn wohl noch zehn Jahre am Leben erhalten, während er, bei dem Regime, dem er folgt, kaum das Jahr überleben wird.«

»Glauben Sie wirklich, daß es so weit mit ihm ist?«

»Ja, mein lieber Freund. Aber erzählen Sie mir doch von Ihrem jungen Ehepaar! Von Ihrem Milchbruder und seiner pikanten Hälfte.«

»Sie sind in Paris etablirt, und ihr Geschäft geht sehr gut.«

»Die schöne Laurette muß eine prächtige Fleischersfrau

geben! Aber es wäre mir lieber, wenn sie anstatt Cotelettes Zigarren verkaufen würde, — da könnte man doch öfters mit ihr plaudern!«

»Ja, das ist wahr, es fällt schwer in einem Fleischerladen den Galanten zu spielen. Dufilet ladet mich oft ein mit ihnen zu frühstücken, aber ich würde es vorziehen, mit ihr allein zu frühstücken.«

»Wie schön das von einem Milchbruder ist! Uebrigens seid Ihr beide an demselben Busen gelegen. Es wäre also gewissermaßen nur eine Fortsetzung.«

»Und wie steht es mit Madame Tricoud?«

»Sie will zu viel tanzen, das ermüdet endlich. Es gibt in der Welt Frauen, denen nichts daran liegt ihren Tänzer zu Tode zu hetzen; wenn es ihnen Vergnügen macht, so liegt ihnen nichts daran die Gesundheit eines andern zu beeinträchtigen. Hüten Sie sich, vor einer solchen nimmersatten Frau, Felix, glauben Sie mir und setzen Sie nicht Ihren Stolz darein, immer mit ihr zu tanzen. Sie wird Ihnen dafür weder mehr Liebe noch mehr Treue bieten, und wenn es mit ihrem Athem zu Ende ist — Ihnen einen Stellvertreter geben. — Aber das thut nichts, — wenn Ihnen wieder eine Hochzeit Merluchet unterkommt, so bitte, mein lieber Felix, vergessen Sie mich nicht. Und besuchen Sie mich doch, Sie wissen meine Adresse. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich zu Ihren Freunden gehöre, obwohl ich fünfzehn Jahre mehr habe als Sie. — Das thut nichts zur Sache! Im Gegentheile, dadurch hat einer von uns mehr Erfahrung und kann sie dem Anderen zu Nutzen geben. Ich sehe eben nicht aus wie ein Weiser, es ist wahr; ich huldige dem Satze des Hippocrates, der sagt, man

müsse wenigstens alle Monate einen kleinen »Spitz« haben — aber all' das hindert mich nicht, Ihnen manchmal einen guten Rath geben zu können.«

»Dank, Doctor, Dank! — Ich glaube an diese plötzliche Freundschaft, die Sie mir schon bei unserer ersten Begegnung bezeigt haben — denn ich glaube an die Sympathie, die uns zu Menschen hinzieht, die sich ebenfalls von uns angezogen fühlen. Habe ich Unrecht?«

»Nein, mein lieber Freund. Erstens hat man immer Recht an etwas zu glauben — da die gläubigen Menschen immer glücklicher sind als die Zweifler. Denken Sie an die Erzählung des Candide von Voltaire und daran, was Doctor Pangloß am Ende sagt: Ich verheiratete mich, meine Frau setzte mir Hörner auf — und — ich hielt es doch für den glücklichsten Stand in der Welt!« Folglich ist es das größte Glück, an die Tugend seiner Frau zu glauben. Wenn ich Jemand behandle, sage ich ihm immer, daß ich ihn curiren werde, wenn ich gleich das Gegentheil weiß; und thut mein Patient nicht recht daran? Wenn Sie einer Frau den Hof machen, sagen Sie ihr nicht, Sie würden sie Ihr ganzes Leben lang lieben? Sie thut ihr Möglichstes Ihren Worten zu glauben — und sie bringt es am Ende wirklich so weit. Ich wiederhole es Ihnen, in der Zweifelsucht liegt die ewige Unruhe und Sorge; im Glauben ist Sicherheit und Ruhe — folglich das Glück!«

Der Doctor drückt Felix hierauf die Hand und verläßt ihn. Der junge Mann geht nach Hause und denkt:

»Eines kann ich unmöglich bezweifeln: daß Fräulein Anita mich ganz und gar vergessen hat, seit ich ihr kein Souper mehr bei Bonvalet bezahle. Um diesen Damen zu

gefallen, muß man die Taschen voll Gold haben, sie mit Geschenken überschütten, sie mit Bonbons füttern und selbst all' dies hielt sie nicht davon ab, uns zum Besten zu haben! O, daran kann ich nicht mehr zweifeln! — Meine Cousine aber, diese gute, kleine Emma — die ich seit mehr als vier Monaten nicht gesehen habe — die mich vom Schulden-arrest gerettet hat — und der ich für diesen Freundschafts-dienst noch immer nicht danken konnte — was muß sie von mir denken? — Besonders jetzt, nachdem sie gesehen hat, wie ich mich auf der Bühne am Boden gewälzt und mit dem Teufel geprügelt habe! — «

Felix war öfters bei dem Doctor Choubert gewesen, allein jedesmal ohne ihn zu Hause zu finden. Einmal nach einem solchen vergeblichen Versuch trafen Sie sich nachher in der Straße; der Doctor klopfte ihm auf die Achsel und flüsterte ihm in's Ohr.

»Nun — was habe ich Ihnen gesagt?«

»Was Sie mir gesagt haben — ja — über welchen Gegenstand, Doctor?«

»Nun — über Ihren Onkel!«

»Ueber meinen Onkel? — Sie sagten — bei Gott, ich kann mich nicht mehr daran erinnern!«

»Ich sagte Ihnen, daß er das Jahr kaum überleben würde — vor ungefähr einem Monate — hm, er war noch schneller als ich dachte!«

»Mein Gott! — Was wollen Sie sagen, Doctor?«

»Wissen Sie denn nicht, daß er gestorben ist?«

»Gestorben! — großer Gott! — Mein Onkel ist gestorben?«

Felix ist sehr bleich geworden, der Doctor gibt ihm den Arm und sagt:

»Entschuldigen Sie, mein Freund, entschuldigen Sie, daß ich Ihnen das so plötzlich mitgetheilt habe — aber ich dachte, Sie seien von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt!«

»Nein — ich wußte nichts davon; ich wußte nicht einmal, daß mein armer Onkel krank war!«

»Krank — ach mein Gott — das war er nicht, er starb zwischen einem schwarzen Rettig und einer Tasse Hanfabsud. — Ein solches Ende war bei ihm vorauszusehen!«

»Und man hat mir nichts sagen lassen! — O, mein Onkel hat mich zwar nicht geliebt, aber ich fühle jetzt doch, daß ich seinen Verlust betrauere! — Ich kann nicht vergessen, daß er sich meiner in der Kindheit angenommen hat — daß ich das Wenige, was ich weiß, nur ihm verdanke — Aber — wann hat sich dieses Unglück ereignet?«

»Gestern Abend — O, Sie werden, wenn Sie nach Hause kommen, wahrscheinlich einen Brief mit der Todesnachricht und der Einladung zum Leichenbegängnisse finden welches morgen stattfindet.«

»Wollen Sie ihm mit mir beiwohnen, Doctor?«

»Ich würde es ausschlagen, wenn Ihr Onkel noch mein Patient gewesen wäre, weil es nicht unsere Gewohnheit ist, zu dem Begräbnisse unserer Kranken zu gehen — das würde uns viel zu viel Zeit rauben! — Da ich ihn aber nicht mehr behandelt habe, so will ich mit Ihnen gehen, um die Physiognomien Ihrer drei Cousins bei dieser Gelegenheit zu studieren!«

Nach Hause gekommen, findet Felix in der That einen Brief mit der Einladung zu der traurigen Feierlichkeit.

Man versammelte sich, wie es gebräuchlich ist, in dem Hause des Verblichenen. Es schnürt Felix das Herz zusammen, als er sich wieder in dem Hause einfindet, das er seit sechs Monaten nicht betreten hat. Er erkundigt sich bei einem Diener nach seiner Cousine und hört, daß man sowohl sie als auch Madame Sarget nach dem grausamen Schicksalsschlag auf das Land gebracht habe.

»Und meine Cousins — wie tief bekümmert müssen sie sein — ihr Vater liebte sie so zärtlich! — Vielleicht haben sie gar nicht Kraft und Fassung genug, den Trauerzug zu begleiten.«

»O, entschuldigen Sie, mein Herr,« entgegnet der alte Diener, die »Herren sind im Salon und Herr Félicien hat meinem Cameraden Bertrand einen schönen Tanz gemacht, weil er die Crepe noch nicht auf alle Hüte befestiget hat! — Es ist merkwürdig, wie sich Herrn Féliciens Stimme seit dem Tode seines Vaters verändert hat. — Er sprach so süß — wie eine kleine Flöte. — Jetzt klingt seine Rede wie eine Jagdfanfare!«

Ohne auf die Bemerkungen des Dieners zu achten, tritt Felix in den Salon, wo er viele Bekannte des Verstorbenen versammelt findet. Er bemerkt seine drei Cousins, die ihn mit steifer, kalter Miene ansehen und ihm kaum die Hand reichen. Nur der dritte, Adolphe, seufzt und sagt zu Felix:

»Ja — wer würde das gedacht haben! Ein so plötzlicher — so jäher Tod. — Aber zum Teufel, warum wollte er durchaus keinen puren Wein trinken, obwohl es ihm verordnet wurde!«

»Ich weiß, wer jetzt puren Wein trinken wird,« murmelt Doctor Choubert vor sich hin, der eben kommt und

leise zu Felix sagt: »Ich sagte Ihnen ja, es würde interessant sein, Ihre Cousins zu beobachten! — Es sind schon jetzt nicht mehr dieselben Menschen, mit denen ich am Mittagstische saß, als ich ihren Vater behandelte. Betrachten Sie doch diesen Herrn, der um zehn Uhr schlafen ging, den Kopf immer hängen ließ und eine so honigmilde Stimme hatte. — Welche Veränderung! Wie hoch trägt er jetzt den Kopf, wie stolz, ja beinahe verächtlich ist sein Blick, wie fest und bissig seine Stimme! — Der jüngste, Herr Victorien, scheint an ganz etwas Anderes zu denken,. als an den Verlust, den er erlitten — er kann nicht eine Secunde ruhig an einem Platze bleiben, er geht, trippelt hin und wieder, ist ewig in Bewegung und kümmert sich sehr wenig um die Personen, von denen er umgeben ist. — Er hat gewiß große Pläne für die Zukunft und ich möchte wetten, seine Gedanken sind in diesem Augenblicke weit von hier! — Was nun Ihren Cousin Adolph betrifft, so ist dieser am wenigsten umgewandelt, aber auch in seiner Physiognomie liegt etwas Ruhigeres, Offeneres; ich will nicht behaupten, daß er schon an das Programm seines Diners denkt, aber den Appetit geraubt hat ihm der Kummer nicht. — O Ihr, die Ihr eure Kinder dazu erziehet: Euch zu fürchten, vor Euch zu zittern — wenn Ihr sehen könntet, wie wenig Ihr betrauert werdet, Ihr würdet es bereuen, diesem Erziehungssystem gefolgt zu haben!«

Das Leichenbegängniß findet mit aller Feierlichkeit und mit allem Pompe statt, die es für Menschen gibt — die bezahlen können.

Als man den Friedhof verläßt, sucht Felix seine Cousins auf, um einige Worte des Trostes an sie zu richten.

Aber der große Félicien ist in den Wagen gestiegen und hat dessen Schlag geschlossen, ohne seinem Cousin auch nur eine Antwort zu geben; der dicke Adolph ist verschwunden und der junge Victorien antwortet ganz zerstreut und verkehrt auf das, was Felix ihm sagt, so daß dieser, einsehend daß man nicht auf ihn achtet, den Arm des Doctors nimmt und ruft:

»Wenn ich so von meinen Cousins aufgenommen werde, so können sie überzeugt sein, meinen Besuch nicht oft empfangen zu müssen!«

»Wie — das überrascht Sie, mein lieber Felix? Denken Sie doch daran, daß diese jungen Leute jetzt reich sind, daß sie sich für wichtige Persönlichkeiten halten, während Sie keinen Sou haben. — Außerdem sind Sie mit ihnen verwandt, das ist ein Grund mehr, Ihnen den Rücken zu wenden — denn ein armer Verwandter ist sehr unbequem — man ist immer der Gefahr ausgesetzt, daß er sich Geld ausleihen will.«

»Sie haben sehr Unrecht, das zu befürchten. Ich wäre in Verzweiflung, wenn ich der kleinsten Gefälligkeit wegen zu meinen Cousins Zuflucht nehmen müßte. — Ich wünsche nur das Eine, meine Schuld an meine Cousine abzahlen zu können —«

»Braucht sie diese Kleinigkeit? Vergessen Sie nicht, daß sie jetzt eine reiche Erbin ist!«

»O, das thut nichts zur Sache! — Ich will meine Schuld zahlen — Theure Emma! — wie lange habe ich sie nicht gesehen. — O, ich glaube sie beweint ihren Vater — sie ist nicht wie ihre Brüder —«

»Das ist ein Glück für sie. Ich muß Ihnen gestehen,

daß ich höchst neugierig bin, welchen Gebrauch diese drei Herren von ihrem Vermögen machen werden!«

Acht Tage, nachdem man Herrn Monlaurent begraben hat, erhält Felix einen Brief von dem Notar, der ihn auffordert, sich am zweitnächsten Tage in dem Hause seines verstorbenen Onkels einzufinden, um der Testamentseröffnung beizuwohnen.

»Sieh, mein Onkel hat ein Testament gemacht,« denkt Felix, »und man ladet mich ein, bei der Vorlesung desselben anwesend zu sein — das ist sonderbar. In wie ferne kann dieses Testament auf mich Bezug haben? — Vielleicht will mein Onkel, der mich nicht ausstehen konnte, mir noch nach dem Tode eine Predigt halten, oder mir irgend eine Buße auferlegen, die mich klug machen soll! — Doch sei dem, wie ihm wolle, ich werde der Einladung, die an mich ergangen ist, Folge leisten. Es wird mir nicht viel Vergnügen machen, wieder mit meinen Cousins zusammenzukommen, aber diesmal werde ich vielleicht auch meine Cousine Emma sehen — das ist eine Entschädigung.«

An dem bestimmten Tage und zu der angegebenen Stunde begibt Felix sich in die Wohnung seines verstorbenen Onkels. In dem Salon findet er seine Cousins, ihre Schwester Emma, Madame Sarget und einige alte Diener des Dahingeschiedenen, so wie seinen letzten Arzt, welche Alle aufgefordert wurden, bei der Testamentseröffnung gegenwärtig zu sein.

Diesmal grüßt Felix seine drei Cousins sehr kalt, die ihm jedoch mehr Freundlichkeit zeigen, aber unruhig sind, als fürchteten sie, ihr Vater könne seinem Neffen ein bedeutendes Legat hinterlassen haben. Die arme Emma scheint

traurig und macht Felix eine ziemlich steife Verbeugung. Dieser aber kann nicht satt werden, seine Cousine zu betrachten, denn in den sechs Monaten, seit er sie nicht gesehen hat, ist eine bedeutende Veränderung mit ihrem ganzen Wesen vorgegangen — und diese Veränderung fiel sehr zu ihren Gunsten aus.

Das ist nicht mehr das junge Mädchen, halb Kind noch, mit der Miene eines Schulmädchens. Jetzt ist es eine junge, gesetzte Dame, sehr ruhig, sehr vernünftig, deren Körper sich so vortheilhaft entwickelt hat, daß sie durch die üppigen Formen älter erscheint, als sie es wirklich ist. Ferner hat der Kummer, den sie über den Verlust ihres Vaters empfunden hat, ihren Zügen einen Ausdruck von Melancholie verliehen, der ihre Schönheit noch verführerischer macht.

Felix kann kein Auge von ihr verwenden; ihr Anblick bringt einen Zauber auf ihn hervor, eine Bewegung, die unaussprechlich ist. Endlich — der Nase der Madame Sarget, die ihn durchbohren zu wollen scheint, kühn Trotz bietend, nähert er sich dem Sopha, auf dem Emma sitzt, und sagt, sich zu ihr hinabbeugend, mit leiser Stimme:

»Es macht mich sehr glücklich, Sie endlich zu sehen, Cousine, seit langer Zeit habe ich es gewünscht und vor Verlangen gebrannt, Ihnen meine Dankbarkeit auszusprechen für den großen Freundschaftsdienst, den Sie mir so edelmüthig erwiesen haben. — Sie hielten mich vielleicht für einen Undankbaren — aber ich schwöre Ihnen, ich bin es nicht!«

Emma scheint bewegt zu sein, bemüht sich aber ihre

Empfindungen zu verbergen und erwiedert mit ziemlich kalter Miene:

»Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Cousin. Sie sind mir keinen Dank schuldig.«

»O, meine Cousine, versuchen Sie nicht es zu läugnen. — Ich hatte Schulden, ich war in Gefahr eingesperrt zu werden, wenn Sie nicht gewesen wären, die mir großmüthig zu Hilfe kam!«

»Ich, — aber nein — ich versichere Ihnen, — ich bin es nicht, mein Vater ließ Ihnen — dieses Geld übergeben.«

»Trotz aller Achtung, die ich für das Andenken meines Onkels hege, kann ich doch nicht glauben, daß ich diese Gefälligkeit ihm verdanke, denn ich weiß von Docter Choubert, daß er mit Bestimmtheit abgeschlagen hat, mir in dieser Verlegenheit hilfreich beizustehen. Während Sie dem Doctor nacheilten, um ihm die fünfzehnhundert Francs zu geben, die ich benöthigte.«

»O, mein Cousin, — Sie irren sich — es waren nur tausend Francs!«

»Tausend Francs, es mag sein. Ah, Sie gestehen es also jetzt doch ein, mir diese Summe gesandt zu haben?«

Emma wird purpurroth, und weiß nicht mehr was sie sagen soll.

Felix fährt nach einigen Secunden fort:

»Ich errathe nun, wer die fehlende Summe noch für mich zugelegt hat. Der Docter hat Ihre edle Handlungsweise nachgeahmt. Ich habe zwei Wohlthäter, nicht einen. Nochmals tausend Dank, meine Cousine, aber ich werde mich

meiner Schuld entledigen, und eines Tages wird vielleicht —«

Madame Sarget, die jetzt ihre gewaltige Nase zwischen Emma und Felix steckt, hindert diesen daran seine Rede zu beenden. Die alte Dame sagt in herbem Tone zu dem jungen Manne:

»Mein Herr, man spricht nicht so mit einer jungen Dame, die eben erst ihren Vater durch den Tod verloren hat. Das ist unschicklich!«

»Aber, Madame, ich sprach nur von sehr ernsthaften Dingen mit meiner Cousine — und —«

»Herr Felix — Emma ist jetzt unter meinem Schutze und meiner Aufsicht, und ich dulde nicht, daß Sie so mit ihr plaudern. Uebrigens sind wir hier versammelt, um der Vorlesung des Testamentes beizuwohnen, nicht um zu schwatzen. Trachten Sie das Andenken Ihres Onkels zu ehren! Hier ist kein Theater, wo man sich auf dem Boden wälzen kann!«

»O Madame, es ist gar nicht schön von Ihnen, mir das zu sagen. — Eines Jugendstreiches wegen verdiene ich noch nicht so strenge behandelt zu werden!«

»Ja, mein Herr, Sie verdienen es! Uebrigens gehorche ich in diesem Augenblicke nur dem Willen des armen Herrn Monlaurent, der, als er mir auftrug über seine Tochter zu wachen, mir besonders eingeschärft hat, Ihnen nicht zu erlauben, zu ihr zu kommen oder Sie zu sprechen.«

Felix will antworten — da tritt der Notar ein, und der gekränkte junge Mann findet es passend zu schweigen.

Der Mann des Gesetzes liest auf allen Gesichtern die Ungeduld, den Inhalt des Testamentes zu erfahren; darum

setzt er sich gleich an den Tisch und beginnt die Vorlesung des Documentes.

Herr Monlaurent hinterließ ein Vermögen von einer Million und etwa hunderttausend Francs. Die Million war in gleichen Theile an seine vier Kinder vermacht. Von den übrigen hunderttausend Francs waren mehrere Summen für alte Diener des Hauses bestimmt; zwanzigtausend Francs erhielt sein letzter Arzt, mit dem er sehr zufrieden gewesen war (und der ihn sterben ließ), und endlich kam folgende Klausel:

»Mein Neffe, Felix Albrun, ist durch und durch ein Taugenichts; jedoch in Erinnerung an seine Mutter, die meine Schwester war, will ich noch so viel geben, als er braucht, um seine Schulden zahlen zu können. Ich vermache ihm also die Summe von achttausend Francs, die ihm augenblicklich ausgezahlt werden sollen, aber ich verbiete allen meinen Kindern, ihm jemals auch nur einen Sou zu leihen.«

Felix empfindet tiefe Betrübniß, als er diesen Artikel lesen hört, in welchem sein Onkel ihn noch vom Grabe aus demüthigt.

Ein leises Lächeln spielt um die Lippen der drei Brüder, sie denken, daß diese letzte vorsichtige Anempfehlung ihres Vaters eine sehr überflüssige war.

Am Schlusse des Testamentes wurde Madame Sarget noch ein Legat von jenen vierzigtausend Francs gemacht, die, nach Abzug aller Legate, von den hunderttausend übrig blieben; ferner ernannte Herr Monlaurent diese Dame zur Vormünderin seiner Tochter Emma.

Nach Vorlesung des Documentes nimmt der Notar,

aus einem Portefeuille, das er auf den Tisch gelegt hat, zwanzig Banknoten zu tausend Francs und gibt sie dem Doctor, indem er mit einem leisen Anfluge von Ironie sagt:

»Hier, mein Herr, nehmen Sie das von dem verstorbenen Herrn Monlaurent, der mit Ihrer Behandlung so unendlich zufrieden war.«

Der Arzt tritt näher, empfängt mit freundlicher Miene die zwanzigtausend Francs aus den Händen des Notars, grüßt die Gesellschaft, entfernt sich und denkt:

»Ah, wenn alle meine Patienten, die gestorben sind, mir so viel hinterlassen hätten! Da hätte ich jetzt ein schönes Vermögen!«

Nun übergibt der Notar Felix achttausend Francs, indem er ihm sagt:

»Hier ist das Legat Ihres Onkels!«

Felix ist vorgetreten, er erröthet — zögert — und erwiedert endlich mit fester Stimme:

»Wäre es nicht aus Achtung für das Andenken meines verstorbenen Onkels, so würde ich dieses von so harten Worten begleitete Legat zurückweisen! Allein ich will nur an das Gute denken, das mir erwiesen worden ist; — von seinem jetzigen Aufenthaltsorte aus wird er vielleicht sehen, daß er mich schlecht beurtheilt hat!«

Die Banknoten nehmend — von denen er einen Tausender bei Seite legt — durchschreitet Felix den Salon so, daß sein Weg ihn dicht bei seiner Cousine vorüberführt; hier läßt er die tausend Francs-Note auf den Schooß seiner Cousine gleiten und entfernt sich dann mit schnellen Schritten, ohne auch nur einen Blick auf seine drei Cousins zu werfen.

Felix' nächste Sorge ist, sich zu seinem Freunde Choubert zu begeben, dem er fünfhundert Francs gibt und sagt:

»Hier — hier ist was ich Ihnen schuldete, ohne es zu wissen — Freund, wie es deren wenige gibt!«

»Wo wäre denn das Verdienst — wenn die ganze Welt eben so handeln würde — ich liebe es, als Ausnahme betrachtet zu werden!«

Zwölftes Capitel.

Die Liebe macht manchmal klug.

Acht Monate sind seit der Testamentseröffnung nach dem Tode des Herrn Monlaurent verflossen. Felix hat diese Zeit sehr gut verwendet. Mit den sechstausendfünfhundert Francs, die ihm von dem Legate seines Onkels geblieben sind, hat er einige dringende kleine Schulden bezahlt, in die sich ein junger Mensch immer stürzt, selbst ohne es zu wollen; dann — mit seinem vergangenen Leben brechend und den Coulissen für immer entsagend — hat sich der junge Mann mit Eifer und Energie an die Arbeit gemacht.

Er weiß jetzt wie peinlich es ist, manchmal zu der Börse seiner Freunde Zuflucht nehmen zu müssen, eine Hilfsquelle, auf die zu bauen sehr unklug wäre, — und er will nicht mehr in diese Lage kommen. Das, was vor Allem das Streben des Mannes sein muß, ist: die Unabhängigkeit, und um sie zu erreichen, muß man nothwendigerweise erwerben, was man braucht.

Felix hat noch nicht daran gedacht, daß er reich werden will, und doch wagt sich in seinem Herzen zeitweise

jener natürliche, leicht verzeihliche Wunsch: auch das Leben der Glücklichen dieser Welt kennen zu lernen und zu genießen. Er erinnert sich an die stolze, beinahe verächtliche Weise, mit der seine Cousins ihn behandelt haben; er fühlt wie süß es wäre, ihnen beweisen zu können, daß er sie nicht mehr brauche, und daß er es verstanden hat, jenes Vermögen selbst zu erwerben, das sie von ihrem Vater übernommen hatten.

Noch eine andere Empfindung, noch eine andere Erinnerung leben in ihm fort, die den jungen Mann vielleicht mehr als alles Andere umgewandelt haben. Das Bild seiner Cousine schwebt Felix unablässig vor dem Geiste; seit er Emma wieder gesehen hat, groß, ernst, schöner als je; seit er in ihr anstatt eines Kindes eine reizende Jungfrau gefunden, fühlte er, wie seine Freundschaft für das Kind sich allmälig in Anbetung des jungen Mädchens verwandelte. Er liebt seine Cousine — und es bringt ihn zur Verzweiflung, daß sie nur eine sehr schlechte Meinung von ihm haben kann. Sie hatte sich sehr steif und zurückhaltend gegen ihn benommen, als er sie bei Gelegenheit der Testamentseröffnung gesehen hatte, und seitdem war er nie mit ihr zusammengekommen. Er weiß, daß Madame Sarget seine Besuche nicht empfangen würde, und, wie sie vorgibt, handelt sie darin nur nach dem letzten Wunsche des Herrn Monlaurent.

All' das bringt Felix in Verzweiflung, — in so weit als ein junger, hübscher Bursche, der gar nicht sentimental ist und keine Sehnsucht hat, ein zweiter Werther oder Antony zu werden — verzweifeln kann; aber man kann lieben, sehr ernsthaft lieben ohne jene Leidenschaftlichkeit, die unser

Hirn verwirrt und uns Extravaganzen begehen läßt. Das ruhig lodernde Feuer brennt am längsten.

Wenn Felix seine Emma nicht sehen kann, so hat er wenigstens das Recht, sich mit ihr zu beschäftigen. Er weiß, daß sie mit Madame Sarget ein sehr hübsches Haus auf dem Boulevard Malesherbes bewohnt, und daß die Damen beinahe nie ausgehen, was in dem ersten Trauerjahr um Herrn Monlaurent ganz natürlich ist. Felix kann sich nicht verhehlen, daß es Emma, die ungefähr zwölftausend Francs Renten hat, an zahlreichen Bewerbern um ihre Hand nicht fehlen wird, und daß er, der so arm war, sich nicht erlauben durfte, auch in die Reihen ihrer Freier einzutreten, ja daß seine Cousine ihn sogar abweisen würde, wenn er ein Vermögen erworben hätte, weil sie ihn für einen liederlichen Menschen hielt.

»Worin besteht dann meine Liederlichkeit?« denkt unser junger Verliebte. »Ich liebe das Vergnügen — das ist in meinem Alter natürlich — aber um mir welches zu verschaffen, habe ich nie etwas gethan, worüber ich erröthen müßte! Mein Kampf mit Trabucos ist das Einzige, was man mir vorwerfen kann und auch dies ist im Grunde genommen nur eine drollige Scene gewesen. Leider aber ist meine Cousine zu wenig in diese kleinen Vorfälle hinter den Coulissen eingeweiht — sie hat die Sache ernsthaft aufgefaßt, und ihre Umgebung hat ihr als Ungeheuerlichkeit geschildert, was nur ein Jugendstreich ist. Auch diese grausame Madame Sarget, die in Emma nächster Nähe ist, verschwärzt mich in ihren Augen, — Ach, warum habe ich mich über ihre Nase lustig gemacht! — Ja die Jugend ist unvorsichtig!«

Was seine Cousins betrifft, so hatte Felix sich um

diese gar nicht bekümmert; was war ihm an der Lebensweise dieser drei Phönixe gelegen, denen gleich zu sein er sich doch nicht sehnte.

»Sie denken wahrscheinlich an nichts als daran: ihr Vermögen zu vergrößern,« dachte er, »sie sind glücklich auf ihre Weise. Wohl ihnen! Aber die Weiber nicht lieben und nicht den Wein, niemals eine Partie Billard oder Ecarté spielen — heißt das leben? Ich gebe zu, daß man keinen Mißbrauch mit diesen Dingen treiben darf — sie sind süß, aber — gefährlich! Und weil ich die Vergnügungen meines Alters liebe, glaubt meine Cousine, ich sei ein Lump und mit allen Lastern behaftet. — Man wird ihr gesagt haben, ich sei ein Roué, ein Trunkenbold, ein Spieler! — O, und ich bin jetzt so klug, so ordentlich, so arbeitsam — aber sie weiß es nicht —und wie es ihr sagen, da ihre Vormünderin, Madame Sarget, mich nicht empfangen will. — Wenn ich meiner Cousine wenigstens begegnen würde, da könnte Madame Sarget's große Nase mich doch nicht daran hindern sie zu grüßen, ihr guten Tag zu sagen —«

Und in dieser Hoffnung, Emma zu begegnen, ging Felix oft auf dem Boulevard Malesherbes und in dem Parke von Monceaux spazieren, später erstreckt er seine Streifung sogar bis in das Gehölz von Boulogne, das ganz in der Nähe war.

Er begegnete einer Masse von Spaziergängern, er bemerkte gar viele hübsche Frauen, in Toilette und Eleganz wetteifernd, — aber Emma sah er nicht, und er ging traurig wieder nach Hause und dachte:

»Sie geht in ihrem Garten spazieren. — O, warum kann ich nicht mit ihr gehen! — Sie denkt aber gewiß nie

an mich — und doch fühlte sie einst Freundschaft für ihren Cousin. — Diese tausend Francs, welche sie mir sandte, damit ich meine Schulden bezahlen konnte, — war das kein Beweis? — Ja, von ihrer Herzensgüte. — Vielleicht hätte sie dasselbe für jeden Anderen gethan, dem das Gefängniß drohte.«

Felix hing diesen Grübeleien nach, während er durch die Spaziergänger dahinschritt, und stieß gar oft an die ihm Entgegenkommenden an, die dann riefen:

»So geben Sie doch Acht!«

»Der Herr sieht nicht gut, scheint es.«

»Können Sie die Augen nicht aufmachen?«

Und andere Phrasen dieser Art, worauf unser junger Held am besten fand, gar keine Antwort zu geben.

Eine jedoch, die ein wenig von diesen gewöhnlichen Anklagen abweicht, läßt ihm kaum seinen Ohren trauen; eine kräftige Stimme ruft ihn nämlich zu:

»Einfaltspinsel, der meiner Frau auf das Kleid steigt. Wenn ich wüßte, daß er es absichtlich gethan hat, so —«

Felix ist stehen geblieben, um diesem Herrn, der ihn mit Einfaltspinsel tractirt, zu antworten. — Da ertönen gleichzeitig zwei Ausrufe der Ueberraschung, einer von einer Frauen-, der andere von einer Männerstimme.

»Ach, Gott — mein Milchbruder!«

»O, Herr Felix!«

Dieser sieht auf und erkennt in dem Paare, das jetzt vor ihm stehen geblieben ist, Dufilet und seine Frau, die schöne Laurette.

Der junge Fleischer schlägt sich verzweiflungsvoll vor den Kopf und ruft aus:

»Ich habe meinen Milchbruder einen Einfaltspinsel genannt! — Ich bin ein Tölpel, ein Esel! — Herr Felix, geben Sie mir schnell eine Ohrfeige — ich habe sie wohl verdient.«

»Aber nein, Dufilet, ich habe gar keine Lust, Dir eine Ohrfeige zu geben, es fällt mir gar nicht ein.«

»O doch — doch, ich bitte Sie, geben Sie mir eine Ohrfeige, Sie machen mir eine große Freude damit. — Ich habe Sie Einfaltspinsel genannt, ich bin selbst einer!«

»Von einem Fremden hätte mich das beleidigen können, aber von Dir — keine Rede! — Uebrigens, glaub' ich, ich bin deiner Frau auf das Kleid getreten, und verdiene also ausgezankt zu werden.«

»O, das hat nichts zu sagen, Herr Felix, es ist nur die Garnirung — man braucht sie nur anzunähen und dann ist es wieder gut.«

»Ja, man braucht sie nur anzunähen, und dann ist es wieder gut. Treten Sie noch einmal darauf, Milchbruder, wenn es Ihnen Vergnügen macht — geniren Sie sich gar nicht!«

»Glaubst Du, ich bin deiner Frau auf's Kleid getreten, um mir eine Unterhaltung oder ein Vergnügen zu machen? — Ich bin sehr zerstreut. Ich habe mich rechts und links umgesehen und Euch nicht bemerkt; darum beging ich diese Ungeschicklichkeit. Aber genug davon. Sagt mir doch, Ihr scheint es nicht genau zu nehmen, Ihr geht an Wochentagen im Gehölze von Boulogne spazieren und euer Laden?«

»Der Laden! — O, wir leben im großen Style, wir — und sperren um halb vier Uhr zu. Dann nehmen

wir einen offenen Wagen und lassen uns hierher führen. Hier gehen wir zu Fuße spazieren, weil Laurette sagt, um im Wagen da herum zu fahren, müsse man eine Equipage haben.«

»Habe ich nicht Recht, Herr Felix? Sieht man unter all' diesen herrlichen Equipagen in einem Miethwagen nicht lächerlich aus?«

»Nun, es gibt auch sehr elegante Miethwagen. Die Remisen — und glauben Sie mir, Frau Dufilet, die Mehrzahl dieser Menschen, die sich hier in den elegantesten Equipagen breit machen, sind ebenso wenig die Eigenthümer derselben als Sie! In Paris bekommt man Alles zu miethen! Den Luxus, die Wagen, die Diener, die Livréen, die Toilette — Alles, sogar den Ruf!«

»Hörst Du, Laurette? Man kann sich Alles ausleihen. Es freut mich, daß Du das hörst, — sogar den Ruf! Wenn ich also den Ruf eines geistreichen Menschen haben wollte, so könnte ich ihn mir auf diese Art miethen?«

»Nun, das würde Dich viel kosten; Du müßtest Dich an die Zeitungen wenden, Artikel für sie schreiben lassen, Reclamen, von Dir selbst gemacht, in denen es heißen würde: »Herr Dufilet, der geistreichste Fleischer von Paris, hat immer besonders mürbe Cotelettes.«

»He, — das macht sich ganz gut; Laurette, willst Du daß ich der geistreichste Fleischer von Paris werde?«

»Lasse Dir solche Geschichten einfallen, so gehe ich gleich nach Belleville zu meinem Vater zurück!«

»Sehen Sie, meine Frau will nicht haben, daß ich geistreich bin! Ich habe ja nur Spaß gemacht, mein Kind, beruhige Dich. Ich denke gar nicht daran! Wenn ich Ihnen

einen Vorschlag machen dürfte, Milchbruder — es würde uns eine große Ehre sein, wenn Sie den Arm meiner Frau nehmen wollten.«

»Aber Dufilet, — Herr Felix ging ja nach einer andern Richtung als wir.«

Felix wäre lieber nach Paris zurückgekehrt; allein er fürchtet, es könne ihm für Stolz ausgelegt werden und seinen Milchbruder kränken, wenn er der schönen Laurette den Arm nicht geben würde.

Außerdem ist die junge Fleischersgattin hübsch genug, um den Vorschlag zu einem ganz angenehmen zu machen. Dufilet's Frau war ein bischen stark, ein bischen massiv, ein bischen zu sehr gefärbt, besaß aber ein Paar Augen, die einer Andalusierin Ehre gemacht hätten, regelmäßige Züge, einen frischen Mund mit hübschen Zähnen und andere nicht zu verwerfende Reize, die jeder Crinoline Hohn sprechen konnten.

Felix bietet der schönen Laurette also mit sehr liebenswürdiger Miene den Arm und sagt zu ihr:

»Ich fühle mich sehr glücklich, Madame, mit Ihnen einen Spaziergang machen zu können.«

Die junge Frau wird kirschblau vor Freude und nimmt den dargebotenen Arm; Dufilet ist ebenso entzückt wie seine Frau, und tritt ihr aus lauter Vergnügen ebenfalls auf's Kleid, weil er immer hintendrein geht. Felix muß erst ernstlich böse werden, bis er seinen Milchbruder dazu bewegen kann, mit ihnen in einer Reihe zu gehen.

Man geht eine Weile so fort, dann bleibt man am Rande einer Fahrstraße stehen, um die vorüberrollenden

Equipagen und die Modedamen zu sehen, die in den Carossen thronen.

Die schöne Laurette hat nicht Augen genug, um die schönen Kleider, Hüte, Geschmeide und Mantillen der Damen zu bewundern, und Dufilet sagt alle Augenblicke:

»Teufel, das nenn' ich Noblesse! — Laurette, da Du so für die Noblesse eingenommen bist, so wirst Du hier doch zufrieden sein — he? — Ja, Milchbruder, meine Frau will immer im Gehölz von Boulogne spazieren gehen, um vornehme Welt zu sehen. — Nun, Laurette, wenn ich es einmal so weit gebracht habe, daß ich täglich zwei Ochsen verkaufe — dann sollst Du auch solche Kleider, Hüte und Diamanten haben!«

»Wirst Du wohl schweigen, Dufilet! Muß denn jeder Mensch wissen, daß Du Rindfleisch verkaufst?«

»Da jeder Mensch welches ißt, so ist ja das Verkaufen auch nicht zu verachten! — Aber o, die schönen Damen! Das sind lauter Gräfinnen und Marquisinnen — nicht wahr, Milchbruder?«

»Ja, mein Freund, ich sehe allerdings mehrere, die Gräfinnen und Fürstinnen sind, aber — des Abends vor dem Souffleurkasten! Doch — was habe ich gesagt! — Sieh', diese junge Dame in prachtvoller Toilette, die in jener Equipage naht — das ist, oder war wenigstens eine Schauspielerin der Délassements — Anita — die kleine Anita.«

»Wie, diese schöne Dame — ist keine Prinzessin?«

»Ja — das, was wir eine Theaterprinzessin nennen. — Aber mein Gott!«

»Was haben Sie denn, Herr Felix?«

»Dieser Herr, der bei ihr im Wagen sitzt — bei Anita — es ist Félicien — der Aelteste meiner Cousins.«

In diesem Augenblicke streift die Equipage, die in langsamem Schritte fährt, an den Spaziergängern vorbei.

Fräulein Anita hat Felix mit der schönen Laurette am Arm bemerkt; sie lacht, wie sie ihn ansieht, und nickt ihm mit dem Kopfe zu.

»Die schöne Dame hat Sie gegrüßt, Milchbruder,« ruft Dufilet aus, indem er dem fortrollenden Wagen nachsieht. »Sind Sie glücklich, so hüsche Damen zu kennen!«

»Möchtest Du vielleicht auch welche kennen — he?« fragt die schöne Laurette, ein Paar wüthende Augen machend.

»Ah, da wird meine Eifersüchtige zornig! — Das ist so wie in der Früh, wenn ich mit einer Köchin lache, wenn ich ihr das Rindfleisch zurichte, so macht die gnädige Frau mir Scenen!«

»Schweig, Dufilet, Du sagst nichts als Dummheiten.«

»Ich sage Dir, Du bist eifersüchtig!«

Felix läßt seinen Milchbruder mit seiner Frau streiten — sagt ihnen Lebewohl und kehrt nach Paris zurück. Aber auf dem ganzen Wege denkt er an das, was er gesehen hat und sagt zu sich:

»Félicien! — Der keusche Félicien mit Anita! Das ist ja nicht möglich — ich muß mich geirrt haben.«

Dreizehntes Capitel.

Die Weiber.

Felix dachte eben wieder — oder noch — an seine Begegnungen im Gehölz von Boulogne, als er, am folgen-

den Morgen, ein kleines, mit Wohlgerüchen geschwängertes aber schlecht geschriebenes Brieschen erhielt; er erräth augenblicklich, daß der Brief von einer Frau kommt, stößt aber einen Schrei der Ueberraschung aus, wie er sieht, daß er von — Anita ist. — Er beeilte sich das Zettelchen zu lesen.

»Mein guter kleiner Felix, ich sah Dich gestern mit einer hausbackenen Bürgersfrau. Welch ein Koloß! Das Gesicht wäre gerade nicht so übel, aber Alles zusammen ist doch ohne — chic! Komm' doch und erzähle mir, wo Du diese Maschine aufgefischt hast! Komme gewiß, ich habe Dir sehr spaßige Geschichten von Jemand zu erzählen, den Du sehr gut kennst. Ich wohne jetzt Rue de la Chaussée d'Antin. — Unter Anderem, Du mußt nicht nach Anita fragen, man würde Dich nicht verstehen. Ich bin jetzt die Signora Mirobelli, Vollblut-Italienerin. Ich lerne Guitarre spielen. Für Dich aber werde ich ewig sein

»Anita«.

Felix überliest diesen Brief noch einmal; neugierig zu erfahren, ob er sich am vorigen Tage nicht getäuscht hatte, als er glaubte, in dem, der die junge Courtisane in das Gehölz von Boulogne begleitete, seinen Cousin Félicien zu erkennen, dachte er:

»Ich werde dieser Einladung nachkommen, nicht etwa weil ich meine Verbindung mit Anita wieder anknüpfen will, sondern weil es mich sehr interessirt zu erfahren, ob wirklich mein Cousin Félicien mit ihr war.«

Gegen zwei Uhr begibt sich Felix nach der angegebenen Adresse, tritt in ein sehr schönes Haus, und findet einen Concierge, dessen Loge ein Salon mit einem Piano ist. Er fragt nach Signora Mirobelli, und ein Herr,

der durch das Lesen einer Zeitung sehr vertieft zu sein scheint, antwortet ihm — ohne auch nur den Kopf umzuwenden:

»Im ersten Stock, rechts.«

Felix ist beinahe versucht, diesen Herrn um Entschuldigung zu bitten, ihn in seiner Beschäftigung gestört zu haben. Jedoch eilt er schnell die Treppe hinauf, indem er zu sich sagt:

»Wie sich Alles in Paris vervollkommnet! Die Concierges haben Salons! — Nächstens werden sie einen Portier vor ihre Thür stellen, bei dem man anfragen muß, ob der Herr Concierge heute zu sprechen ist. — Wie Paris sich metamorphosirt! — Die Eleganz bürgert sich überall ein — aber doch muß man gestehen, daß wir es den Engländern noch nicht gleichthun, bei denen die Kaminfeger in der Equipage herumfahren, und die Menschen der niedrigsten Classen beständig in schwarzem Anzuge und weißer Cravatte sind. Ob wir es auch so weit bringen werden? — Wir wollen das Gegentheil hoffen: ich kenne nichts Abscheulicheres, als einen Bettler in Toilette.«

Felix hat geklingelt. Ein kleiner Groom öffnet ihm die Thür. Er tritt in ein elegantes Vorzimmer, wo ihn ein Kammermädchen empfängt, die häßlich genug ist, um den Besuchern nicht zu viel Zerstreuung zu bieten, und die fragt: wen sie melden soll. Der junge Mann nennt seinen Namen, die Kammerkatze öffnet ihm gleich die Thür des Salons, indem sie ausruft:

»O — Sie können eintreten, mein Herr, für Sie ist die gnädige Frau sichtbar!«

Nachdem Felix durch einen Salon gegangen ist, der mit eben so viel Luxus als Cokетterie möblirt ist, wird er

in ein reizendes kleines Boudoir eingelassen, wo man mit Spiegeln, Sammet, Atlas und Blumen verschwenderisch umgegangen ist; er ist dermaßen von Allem, was er sieht, betäubt und geblendet, daß er inmitten des Zimmers stehen bleibt und ausruft:

»Aber — wo bin ich denn? — Alles was sich meinen Augen darbietet, ist entzückend! – Dieser Ort ist also von einer Fee oder wenigstens von einer Göttin bewohnt?«

»Ja, mein Bubi — und die Göttin bin ich!«

So sprechend steht Anita, die auf einem Divan beinahe zusammengerollt gelegen war, schnell auf, geht Felix entgegen, fällt ihm um den Hals und küßt ihn.

Der junge Mann läßt sich küssen — das ist immer das Beste, was ein Mann thun kann, der nicht in den üblen Ruf eines keuschen Josef kommen will — ein Ruf, der keinen besonderen Reiz hat. Dann setzt er sich an Anita's Seite und sagt:

»Ich mache Dir mein Compliment — Du hast also dein Glück gemacht?«

»Ja, mein Bubi, — ich schwimme oben auf! Ich bin endlich die Mode-Schönheit von Paris!«

»Und warum diesen Namen Mirobelly?«

»Weil mein früherer: Anita, auf den Boulevards zu bekannt ist.«

»Und Du zupfest jetzt auch Guitarre?«

»Ich habe noch weit mehr gelernt. — Ich habe mich in eine Italienerin verwandelt — es fehlt mir nichts als die Stimme.«

»Es sieht herrlich bei Dir aus! Diese Vergoldungen

— die Spiegel — die seltensten Blumen — Du versagst Dir nichts!«

»Sage lieber: man versagt mir nichts! Dein Cousin macht seine Sachen gut, nicht wahr?«

»Wie, ist es wahr? Ich habe mich gestern also nicht geirrt. — Der Herr, der mit Dir im Gehölz von Boulogne spazieren fuhr, war — Félicien Monlaurent?«

»Er selbst.«

»Er ist dein Geliebter?«

»Mein Geliebter? O nein — Sei nicht so hitzig! Er ernährt mich — das ist etwas ganz Anderes. Aber er ist viel zu dumm, zu einfältig, zu eingebildet und hochmüthig, als daß ich je Liebe für ihn empfinden könnte! Dein Cousin ist ein Egoist, ein Dummkopf, ein —«

»So sprichst Du von ihm! Von einem Menschen, der Dich mit einem Feenpalast oder etwas sehr Aehnlichem umgeben hat?«

»Weißt Du nicht, daß der Mann, der uns bezahlt, nie der Mann für unser Herz ist? Es mag vielleicht einige Ausnahmen geben, aber — sie sind selten, höchst selten!«

»Ich kann gar nicht zu mir kommen! Der kluge, bedächtige Félicien — der nicht wagte, die Augen zu einer Frau empor zu schlagen.«

»Félicien? — Er ist ja ein sehr großer Verehrer der Weiber! Die können ihn zu Allem hinreißen, wozu sie nur wollen. Er war schon mit der Carlina und der kleinen Santinette. — Als ich aber erschien, brauchte ich ihm nur meinen gewissen Blick zuzuwerfen, und er lag zu meinen Füßen. Da ich gerne tanze, so führt er mich beinahe jeden Abend auf den Ball.«

»Zu Lebzeiten seines Vaters ging er um zehn Uhr schlafen.«

»Das ist ein Grund mehr. Er entschädigt sich und will das Versäumte einbringen! Das ist wie bei den kleinen Schulkindern, die ihren Kaffee ohne Zucker trinken müssen, und sich dann Syrup kaufen.«

»Und vor Dir — hatte er da schon eine Geliebte?«

»Das will ich glauben — ich sage Dir ja, daß dieser Herr das schöne Geschlecht vergöttert! Ja, wenn ich ihn nicht so scharf bewachen würde, so — da ist eine gewisse Antonia, die süße Augen auf ihn macht und ihn mir gerne wegfischen möchte. — Aber ich halte ihn gut — und wenn ich ihn einmal loslasse, so geschieht es erst, wenn er vollkommen gerupft ist.«

»Aber, Anita, was Du da sagst ist abscheulich! Wie — Du willst meinen Cousin ganz ausplündern?«

»Warum nicht? Ich oder eine Andere. Und bin ich es nicht, so ist es eine Andere, glaub' mir das! O, ich kenne Felicien jetzt, als wenn ich ihn in Wachs bossirt hätte — er ist selbst weich wie Wachs — in den Händen der Weiber, heißt das. Aber, unter andern, Felix, sag' mir doch, wer war denn dieser als Frauenzimmer verkleidete Grenadier, den Du gestern im Gehölz von Boulogne am Arm führtest?«

»Das ist die Frau meines Milchbruders — eine Fleischersfrau.«

»Ah — nun begreife ich! Ich dachte mir gleich: Nein, dieser Wallfisch! Du machst also jetzt in Fleischersfrau?«

»Ich mache in nichts. Ich werde vernünftig. Ich rangire mich.«

»Bist Du denn krank?«

»Durchaus nicht, aber wenn es Menschen gibt, die sich zu Grunde richten — oder zu Grunde richten lassen, so will ich mir ein Vermögen sammeln.«

»Nun, mein Freund, da bist Du nicht so dumm als die Anderen.«

Die Glocke ertönt, und das Kammermädchen kommt, um zu melden:

»Herr Félicien!«

»Es ist gut — laß' ihn im Salon warten — ich bin noch nicht sichtbar — bald — ich werde läuten.«

Die Kammerzofe geht.

»Teufel, was wird Félicien denken, wenn er mich hier findet?«

»O, das wäre mir auch ganz gleichgiltig, und es würde mir an Ausreden nicht fehlen. — Aber es ist mir lieber, wenn Du — ohne daß er Dich sieht — eine meiner Unterredungen mit deinem Cousin anhörtest, damit Du einen Begriff von der Macht bekömmst, die ich über ihn ausübe. — So, tritt in dieses anstoßende Cabinet; durch die Glasthür hörst Du jede Sylbe, und wenn Du den Vorhang vorsichtig ein wenig bei Seite schiebst, so kannst Du sogar sehen.«

»Ich sehne mich aber nicht darnach, eure Unterredungen anzuhören!«

»Ja, ja, ich will es — damit Du deinen Cousin, den Du für einen Cato hältst, kennen lernst. Geh' nur hinein —«

»Nun, in Gottes Namen — aber — laß mich nur nicht zu viel sehen!«

»Ist der Mensch dumm! — Sei ruhig, damit hat's keine Gefahr!«

Anita hat Felix in das Cabinet gedrängt, dessen Thür sie hinter ihm schließt. Dann klingelt sie ihrem Kammermädchen, welchem sie befiehlt, Félicien jetzt einzulassen.

Der älteste Sohn des Herrn Monlaurent tritt in das Boudoir. Aber das ist nicht mehr derselbe junge Mann, den wir bei seinem Vater gesehen haben. Félicien scheint in diesen acht Monaten um zehn Jahre älter geworden zu sein; anstatt seiner frischen, rosigen Gesichtsfarbe sieht man ein bleiches, langes, schlaffes Antlitz; schon verwelkte Züge, roth angeschwollene, tief geränderte Augen, ein gewisser leerer Zug im Ausdrucke, kurz Alles zeigt einen Menschen, der die Lebensfreuden zum Uebermaße gekostet hat, und dem ein Doctor sagen würde, daß es höchste Zeit sei einzuhalten.

Félicien kommt in ziemlich übler Laune in das Boudoir der schönen Signora Mirobelli, er wirft sich auf eine Causeuse und sagt:

»Sie lassen mich jetzt antichambriren! — Warum kann ich denn nicht augenblicklich bis zu Ihnen dringen?«

»Wahrscheinlich weil es mir nicht gefällig war! Uebrigens haben Sie nicht antichambrirt, da Sie — im Salon gewartet haben.«

»Ich begreife diese Idee nicht — mich nicht gleich zu Ihnen eintreten lassen!«

»Sie begreifen gar nie etwas! — Und wenn ich beim Ankleiden war?«

»Nun, und wenn ich Sie im Négligé gesehen hätte — wäre es vielleicht das erste Mal?«

»Ach, das ist sehr hübsch, was Sie da sagen! — Sie sollten es austrommeln lassen!«

»Ich habe nicht nöthig, es austrommeln zu lassen. Weiß die ganze Welt vielleicht nicht, daß Sie meine Geliebte sind?«

»Sie sollten es auf Ihren Hut schreiben, da könnte man es noch leichter sehen und lesen!«

»Sie sind heute wieder nervös! Sie sind über Alles beleidigt, was ich sage!«

»Ja, ich bin nervös! und Sie sind Schuld daran, nur Sie! — Sie stürmen hier herein wie ein Rasender! Der Herr macht mir eine Scene, weil man ihn nicht augenblicklich zu mir geführt hat — weil ich gerade ein Fußbad genommen habe —«

»Nun, nun — ich war zu hitzig — ich habe Unrecht gehabt. — Komm', mein Schatz, ärgere Dich nicht!«

Mit diesen Worten nähert Felix sich der jungen Frau, ergreift ihre Hand und führt sie an seine Lippen; Anita aber zieht die Hand schnell zurück und sagt:

»Lassen Sie mich — Sie geben nur vor, mich zu lieben — aber ich sehe recht gut, daß dem nicht so ist; — Sie schmachten lange nicht mehr für mich!«

»O, meine Schöne — ich verdiene solche Vorwürfe wahrhaftig nicht — und ich werde —«

»Lassen Sie mich, sage ich Ihnen! — Wenn man eine Frau wirklich liebt, so bemüht man sich, alle ihre Wünsche, jede ihrer kleinsten Launen zu erfüllen.«

»Nun — ich glaube doch, daß ich das thue!« sagt Félicien, sich in dem fürstlich eingerichteten Boudoir umsehend.

»Ich glaube es nicht! Vor zwei Tagen, als wir über den Boulevard des Italiens gingen, zeigte ich Ihnen

bei einem Juwelier eine kleine Brillanten-Broche, die mir besonders gut gefiel. — Ich dachte, Herr Félicien würde nichts Eiligeres zu thun haben, als mir die Broche zu bringen — eine miserable kleine Broche — ich bin überzeugt, sie ist nicht mehr als vier- bis fünftausend Francs werth! — Aber es ist Ihnen gar nicht im Schlafe eingefallen, mir dieses Geschenk zu machen!«

Félicien macht ein saures Gesicht, erwiedert aber doch, — obwohl etwas zögernd und die Worte suchend:

»Ah, dieser Schmuck — ja, ich glaube, es war eine Broche — aber ich konnte mich nicht mit Sicherheit daran erinnern — das war die Ursache warum — sonst — ja sonst — hätte ich gewiß —«

»Sie lügen! — Sie wußten ganz gut, wonach ich Sehnsucht hatte. — O, wenn Fräulein Antonia diesen Wunsch geäußert hätte, so würde er gewiß schon lange befriedigt sein!«

»Ach, welche Idee! — Und was für Ursache haben Sie überhaupt, mir auf solche Weise von Antonia zu sprechen? Von Antonia, an die ich gar nicht denke, da Sie allein es sind, die ich anbete. — Komm', mein Herz, gib mir einen Kuß, und —«

Anita stößt ihren Verehrer ziemlich derb zurück, springt schnell auf und ruft:

»O, das Ungeheuer! der Verräther! der Elende! — Er wagt es mir nahe zu kommen und — er riecht nach Reseda — ein Geruch, den ich nicht ertragen kann, den ich verabscheue! Freilich es ist der Lieblingsparfüm von Fräulein Antonia. — Sie kommen gewiß von ihr — sie wird Sie so parfümirt haben!«

»Ich schwöre Ihnen, daß Sie mir Unrecht thun. — Auf meiner Toilette stehen mehrere Flacons, ich nahm das erste, das mir in die Hand kam, und goß einige Tropfen davon auf mein Taschentuch — ganz ohne alle Absicht — es war ein reiner Zufall —«

»Sie lügen! Sie thuen es, um Antonia zu gefallen! — Nun gut, mein Herr! Ich werde mir auch den Hof machen lassen — und zwar von dem Fürsten Boursikoff. — Er ist ein reicher Bojar und überflutet mich mit Bouquets und Liebesbriefen. O — er wird mir Brochen geben — der Fürst Boursikoff — und er wird nicht nach Reseda riechen!«

Felicien eilt Anita nach, die zum Fenster gegangen ist, und sagt:

»O süße Freundin, das werden Sie nicht thun — Sie werden diesem Bojaren kein Gehör schenken — nicht wahr? Sie sagen mir das nur, um mich zu kränken —«

»Nein, ich werde den Fürsten Boursikoff erhören. — Gehen Sie nur zu Antonia, sich parfümiren zu lassen — kaufen Sie ihr nur diese Broche, die ich mir so sehr gewünscht habe —«

»Niemals! — Sie allein sind meine Abgöttin! — Aber ja, ich eile diese Broche zu kaufen, doch nur, um sie Ihnen, reizende Anita, zu Füßen zu legen. — Vorher geh' ich noch nach Hause, ich will mich umkleiden, meine Wäsche wechseln, um nicht mehr nach Reseda zu riechen, da dieser Parfüm Ihnen zuwider ist. — Dann aber — dann werden Sie mich nicht mehr zurückstoßen — nicht wahr?«

»Dann — dann werde ich vielleicht herzensgut sein und — Ihnen verzeihen!«

»O, ich eile, ich fliege — gleich bin ich wieder zurück!«

Félicien ist gegangen. Felix tritt aus seinem Versteck. Anita hat sich auf den Divan geworfen, wo sie sich vor Lachen wälzt, dann sieht sie Felix an und sagt:

»Jetzt weißt Du, wie solche Scenen gespielt werden, lieber Freund; nun — ist dein Cousin ein Gimpel?«

»Bei Gott, ja — ich kann es gar nicht fassen. — Welche Veränderung ist mit Félicien vorgegangen! — O mein armer Onkel — wenn Du deinen Vielgeliebten jetzt sehen könntest! — Aber nein, es ist besser, daß Du ihn nicht von dieser Seite kennen gelernt hast! — Nun, und wird er Dir die Broche bringen?«

»Natürlich! Das möcht' ich sehen, daß er mir ohne sie vor die Augen käme.«

»Lebe wohl, Anita.«

»Du wirst mich doch wieder besuchen?«

»Ja — unter Anderem: was macht Trabucos?«

»O pfui! — Er — ist caput.«

Felix entfernt sich mit dem Gedanken, daß seinem Cousin wenig von seiner Viertelmillion bleiben wird, wenn er sich so von den Weibern am Gängelbande führen läßt.

Vierzehntes Capitel.

Der Park von Monceaux. — Die kleine Bettlerin.

Ihr kennt gewiß den Park von Monceaux? Ein reizender Spaziergang mit stolzen Alleen, kühlen Schatten, einer Grotte, einem Teiche, mit schönen Rasenplätzen und herrlichen Blumen. Alles das ist weit mehr, als nothwendig

ist, um die Spaziergänger hierher zu locken — und doch ist einer der Hauptreize dieses schönen Aufenthaltes der, daß man nie zu viele Menschen da findet.

Woher das kommt? Von dem Stadtviertel, in welchem der Park liegt, welches von dem Mittelpunkte, also von der Pulsader von Paris zu weit entfernt ist.

Obwohl Felix sehr weit von dort wohnt, geht er doch stets in dem Park von Monceaux spazieren, wenn seine Geschäfte ihm ein bischen freie Zeit lassen, was selten genug geschieht, denn seit einiger Zeit hat er sich mit solchem Eifer auf die Arbeit geworfen, hat die ihm aufgetragenen Geschäfte mit solcher Umsicht abgeschlossen, daß der Chef des Hauses ihn zu einem höheren Posten vorgerückt und ihm angekündigt hatte, er solle demnächst einen Antheil am Ertrage des Geschäftes haben.

Felix war stolz auf seine neu errungene Stellung; er dachte: »Wenn meine Cousine wüßte, wie zufrieden man mit mir ist, — Sie würde anderer Meinung über mich werden. Wenn ich es ihr sagen könnte — aber sie würde mir nicht glauben — man glaubt nie an das Lob, das wir uns selbst spenden. — Dann will man mich ja gar nicht empfangen. O Madame Sarget, — warum ließ ich mir beifallen, Dir ein Futteral für deine Nase anzubieten!«

Im Parke von Monceaux war es, wo der junge Mann sich diesen Gedanken überließ. Eben wollte er in eine der stattlichen Alleen einbiegen, als ein kleines Mädchen von ungefähr neun Jahren vor ihm stehen blieb und ihn anlächelte, ohne ihm jedoch ihre Hand um ein Almosen entgegenzustrecken.

Es war ein bleiches, ärmlich aussehendes Kind, dessen

sanfte, interessante Züge nicht jenen Ausdruck des Verstellten, Heuchlerischen trugen, jene larmoyante und falsche Traurigkeit, die man so häufig bei Kindern findet, die zum Betteln abgerichtet sind. Dieses Mädchen war ärmlich gekleidet, aber doch nicht in schmierige Lumpen gehüllt. Hände und Gesicht waren reinlich, in ihrer ganzen Erscheinung war nichts von jenem Elende, das glaubt sich widerlich machen zu müssen, um Theilnahme einzuflößen.

Felix, der den Park von Monceaux sehr oft besuchte, hatte schon beim ersten Male, als er dort spazieren gegangen war, dieses kleine Mädchen bemerkt, das an der Seite einer armen blinden Frau ging. Das Kind blickte die Vorüberschreitenden an, ohne den Muth zu haben, sie um eine kleine Gabe zu bitten; aber sein Blick war so ausdrucksvoll, so rührend, daß er mehr sagte, als Worte es gekonnt hätten. Er hatte ein Geldstück in die Hand des kleinen Mädchens gelegt, und sich dann entfernt, ohne auf ihre Danksagungen zu hören.

So oft er jedoch in den Park zurückgekehrt war, so oft fand er da die arme Blinde und das kleine Mädchen. Und jedesmal hatte Felix sich dem Kinde genähert und ihm seine Gabe in die kleine Hand gesteckt; es war ihm dies zur Freude, ja zu einer Art Pflicht geworden, und wenn er lange in den Alleen umherging, ohne der kleinen Bettlerin zu begegnen, so fühlte er eine Unruhe, als fehle ihm etwas Unentbehrliches.

Das kleine Mädchen war ihrerseits lebhaft erfreut, sobald sie dieses Herrn ansichtig ward, der sich stets so großmüthig gegen sie und ihre arme Mutter zeigte. Wenn sie ihn daher von ferne herankommen sah, rief sie gleich

freudig aus: „Da ist er!“ und die blinde Frau stehen lassend, eilte sie Felix entgegen, der sie freundlich anlächelte und zu dem sie mit rührender Stimme sagte:

„O mein Herr, ich laufe Ihnen nicht so entgegen um Sie um etwas zu bitten, sondern um Ihnen danken zu können für das, was Sie für mich und meine arme blinde Mutter gethan haben!“

Da hat Felix der Kleinen freundlich die Hand gegeben und ihr gesagt:

„Guten Morgen, liebe Kleine, wo ist deine Mutter?“

„Dort, auf der Bank. O, sie fürchtet sich nicht, ich habe ihr gesagt, daß Sie kommen und daß ich Ihnen entgegengehe, um Ihnen zu danken.“

„Schön, mein Kind. Aber ich will, daß Ihr an der Aenderung meiner Vermögensverhältnisse ein bischen Theil haben sollt. Von nun an werde ich mehr Geld verdienen als sonst — ich muß also freigebiger gegen Euch sein, als ich es bisher sein konnte. Sieh', nimm' das, und bringe es deiner lieben Mutter.“

So sprechend hatte Felix ein Zwanzigfrancsstück in die Hand des kleinen Mädchens gelegt, das einen Schrei der Ueberraschung ausstoßt und dann flüstert:

„Zwanzig Francs! — Ach, mein Herr, das ist zu viel — meine Mutter wird mich ausschelten, wenn ich so viel annehme. Warum gaben Sie mir so viel Geld, mein Herr?“

„Ich wiederhole es Dir, mein Kind, weil ich heute selbst reicher bin, als ich es vor acht Tagen war, und auch weil meine neue Stellung mir nicht erlauben wird, so oft in dem Park von Monceaux spazieren zu gehen, als bis jetzt;

Du siehst also wohl ein, daß ich heute aus doppelten Gründen freigebiger sein muß als sonst. Bringe diese zwanzig Francs immerhin deiner Mutter und sage ihr, daß es noch ein Glück für sie auf Erden gibt, da sie eine so liebevolle, aufopfernde Tochter hat.«

Die Kleine hat Thränen in den Augen, man sieht, daß sie die wohlthätige Hand küssen möchte und es doch nicht wagt — aber sie nimmt das Zwanzigfrancsstück und ruft aus:

»O, das wird meine arme Mutter sehr glücklich machen!«

Dann eilt sie im schnellsten Lauf zu der Bank, auf der ihre blinde Mutter sitzt.

Felix setzt seinen Spaziergang fort. Er hatte die kleine Bettlerin schon lange vergessen, als er in ziemlicher Entfernung vor sich zwei Damen in Trauer nahen sieht; sein Herz klopft stärker, er bleibt stehen, blickt forschend hin — und bald hat er in einer dieser zwei Damen seine Cousine Emma erkannt, oder, besser gesagt, errathen.

»Sie ist es! O ja, sie ist es!« dachte er. »Endlich begegne ich ihr also. Welches Glück, daß ich heute hieher gekommen bin. Ich werde einige Worte mit ihr sprechen können. Ich will wenigstens hoffen, daß die grausame Vormünderin mich nicht auch daran wird verhindern wollen, meiner Cousine guten Tag zu wünschen.«

Es waren in der That Emma und Madame Sarget, die ausnahmsweise einen Spaziergang im Parke von Monceaux machen. Die Damen schritten dem Punkte zu, auf dem Felix stand, und da jede von ihnen einen dichten Schleier trug, so hatten sie Felix, der sich in der Nähe

eines Baumes hielt, nicht bemerkt. Dieser findet sich folglich plötzlich dicht vor ihnen und hält sie auf, indem er grüßend an sie herantritt.

Emma scheint ergriffen zu sein, als sie ihren Cousin erkennt; Madame Sarget jedoch ruft mit herber Stimme:

»Herr Felix! Ah, diese Begegnung —«

»Ich danke dem Zufalle, der mir erlaubt, Ihnen hier zu begegnen, meine liebe Cousine, denn es ist lange, sehr lange, seit ich vor Begierde brenne, Sie zu sehen — Nachricht von Ihnen zu haben. —«

»Ich danke Ihnen, mein Cousin; wie geht es aber Ihnen — gut?«

»Ja, meine Cousine Und Sie — ach, Sie sind noch schöner geworden — und das war doch nicht leicht —«

»Ja, ja — es geht uns gut — wir sind sehr schön!« sagt Madame Sarget mit übler Laune, »und da Sie es jetzt wissen — kommen Sie, liebe Emma; guten Tag, Herr Felix.«

Felix aber stellt sich vor die alte Dame hin und sagt mit ziemlich festem, entschiedenem Tone:

»O, einen Augenblick noch, Madame Sarget, Sie werden wir wohl erlauben — so hoffe ich wenigstens — einige Worte mit meiner Cousine zu wechseln, die ich seit langen eilf Monaten nicht gesehen habe. Bin ich denn ein Mensch, dessen Gegenwart Ihnen Angst einflößen kann? Und was habe ich im Grunde verbrochen, daß ich verdiente, so zurückgestoßen zu werden? Soll ich einiger Jugendstreiche wegen mein ganzes Leben lang als Paria behandelt werden? Hören Sie mich, Madame Sarget, ich

bin nicht auf schlechtem Wege geblieben. Dank meiner Geschicklichkeit in meinem Fache, Dank meiner ordentlichen und thätigen Lebensweise hat der Chef des Hauses, in dem ich bisher einfacher Gehilfe war, mich auf den Posten des Geschäftsführers erhoben und mir einen Antheil an seinem Geschäfte gegeben.«

»Das ist möglich, mein Herr, und es ist um so besser, wenn es wahr ist; aber da Sie jetzt so außerordentlich thätig und arbeitsam sind, wie kommt es denn dann, daß Sie an einem Wochentage um die Mittagszeit im Parke von Monceaux spazieren laufen? — Machen Sie Ihre Geschäfte hier in den Alleen des Parkes ab?«

»Bei jeder Beschäftigung, Madame, hat man auch einige freie Zeit; — ich bringe die meinige damit zu, hier spazieren zu gehen — weil — warum soll ich es Ihnen nicht gestehen! weil ich immer hoffte, meiner Cousine hier zu begegnen, die, wie ich weiß, in der Nähe des Parkes wohnt; — erst heute war ich so glücklich, diesen Wunsch befriedigt zu sehen.«

»Weil wir nicht die Zeit damit verbringen, den ganzen Tag spazieren zu gehen. Ich glaube kaum, daß Sie Victorien hier begegnen werden, mein Herr. Er arbeitet auch — er will sein Glück machen — ein Vermögen erwerben! Und er wird sein Ziel erreichen — denn er ist fleißig, er versäumt keine Zeit, sondern ist alle Tage an der Börse!«

»Und Sie glauben, Madame, daß das genügt, um ein Vermögen zu erwerben oder — Glück zu machen?«

»Ich glaube, mein Herr, daß man seine Geschäfte besser dort abschließt als in dem Park von Monceaux.«

»Und mein Cousin Félicien, Madame Sarget — erwirbt auch er ein Vermögen?«

»Félicien? Wir haben ihn jetzt lange nicht gesehen, er vernachlässigt uns seit einiger Zeit ein wenig. O, wahrscheinlich weil er thätig ist und viel arbeitet. Er ist ein so kluger, gesetzter Junge — so ordentlich. Nehmen Sie sich Félicien zum Muster, Herr Felix, Sie können nur wohl daran thun!«

»Ich habe nicht die Absicht, das zu thun, Madame. Aber, meine liebe Cousine, werden Sie mir wirklich immer grollen? Werden Sie jenen strengen Ausspruch, der mir verbietet Sie zu sehen, nie aufheben, was mir so große Freude bereiten würde?«

Emma ist höchst verlegen, sie stammelt:

»Mein Cousin — wenn es nur von mir abhängen würde, so würde ich Ihren Besuchen kein Hinderniß in den Weg legen, aber —«

»Aber, aber! — Ich werde ein Hinderniß sein!« ruft Madame Sarget jetzt aus. »Erstens in meiner Eigenschaft als Ihre Vormünderin, Fräulein Emma, dann auch um den letzten Wünschen Ihres verewigten Vaters zu entsprechen — und ich kann mich nicht genug wundern, wie Sie, Emma, dieselben so schnell vergessen können.«

»Ich vergesse sie nicht, Madame, denn ich unterwerfe mich ja —«

»Aber, liebe Cousine, wenn mein Onkel Monlaurent heute noch am Leben wäre, so würde er mich gewiß nicht mehr von sich stoßen — von meiner jetzigen Lebensweise unterrichtet, würde er, der Erste, mich mit offenen Armen empfangen.«

»Tatatata! — das ist Alles leicht gesagt, da Ihr Onkel todt ist und Ihnen nicht widersprechen kann. Ja, sehen Sie, Herr Felix, wir sind gerade so fein wie Sie, und unsere große Nase verhindert uns nicht klar zu sehen. Sie möchten Emma besuchen, um ihr den Hof zu machen, um sich bei ihr einzuschmeicheln, sich beliebt zu machen, weil Sie ganz gut wissen, daß Emma eine glänzende Partie ist. Sie hat jetzt schon zwölftausend Francs Renten, ohne das zu rechnen, was ich ihr noch hinterlassen werde, denn sie wird meine Universalerbin sein — und ohne das Vermögen mitzuzählen, was ihr Bruder Victorien für sie gewinnen wird, denn er will auch das Vermögen seiner Schwester verdoppeln und verdreifachen. Nun, es ist mir recht leid, Herr Felix, aber das Alles ist nicht für Sie bestimmt.«

Felix kann eine Bewegung des Zornes nicht unterdrücken; er tritt einen Schritt zurück und ruft aus:

»Genug, Madame, — Sie beschimpfen mich, indem Sie vermuthen, meiner Neigung zu Emma liege nur schmutzige Gewinnsucht zu Grunde. O, wenn Emma arm wäre, würde es mich nur zu glücklich machen, von ihr als Gatte gewählt zu werden, aber sie ist reich; Sie haben Recht, ich darf mir nicht erlauben, ihr den Hof zu machen. Aber an Einem können Sie mich doch nicht hindern, Madame Sarget, trotz Ihrer Vormundschaft und trotz des seinsollend letzten Wunsches meines Onkels, daran: daß ich Emma liebe, daß ich sie anbete und kein Weib außer ihr mehr lieben werde! Leben Sie wohl, meine Cousine, leben Sie wohl; vergeben Sie mir, daß ich Sie liebe und nehmen Sie meine besten Wünsche für Ihr Glück.«

Der junge Mann hat sich entfernt. Die liebenswürdige

Emma ist ganz verwirrt, ganz erregt von Allem, was sie gehört hat. Madame Sarget zuckt mit den Achseln und sagt:

»Er wird kein Weib mehr lieben! Ah, diese Phrasen kennt man schon! Ich will wetten, daß er mindestens zwei Maitressen hat und außerdem eine Masse kleine Liebeleien. Mein Gott, wenn man sich hinter den Coulissen herumtreibt, wenn man sich mit gemeinen Statisten balgt, da ist es aus, da wird man nichts Ordentliches mehr. Ich will doch hoffen, liebe Emma, daß Sie kein Wort von allem dem glauben, was Ihr Cousin da ausgekramt hat. Diese saubern Herren lügen, so oft sie den Mund aufmachen. Er arbeitet, er ist Geschäftsführer! Als ob ich je an solche Geschichten glauben würde! Kommen Sie, Emma, wir wollen sehen, daß wir nach Hause kommen.«

Emma aber ist ärgerlich darüber, immer nur Böses über ihren Cousin sprechen zu hören und antwortet mit bei ihr seltener übler Laune:

»Ich bin müde, Madame Sarget, ich will hier ein wenig ausruhen.«

»Hm, Sie sind müde. Das ist wirklich merkwürdig! Wir sind doch nicht viel gegangen. Aber da Sie es so wollen, in Gottes Namen, setzen wir uns, es gibt ja Bänke im Ueberflusse hier. Da unten ist gerade eine.«

Die zwei Damen waren eben in der Nähe der Grotte; sie ließen sich auf eine Bank nieder, auf deren einem Ende die arme blinde Frau mit dem kleinen Bettlermädchen saß, das wir schon kennen.

War Emma wirklich müde? Oder wünschte sie nur ihren Aufenthalt in dem Parke von Monceaux zu ver-

längern? Eine innere Stimme mußte ihr sagen, daß sie ihren Cousin noch einmal da sehen würde. Ein Verliebter entfernt sich nicht so leicht von dem Gegenstande seiner Liebe, besonders wenn er so selten Gelegenheit findet, ihn zu sehen. Das war auch Felix' Gedankengang, der, nachdem er sich von den Damen getrennt hatte, auf einem anderen Pfade wieder umgekehrt war und zu sich sagte:

»Wenn ich gleich nicht mehr mit meiner Cousine sprechen soll, so will ich sie wenigstens sehen, so lange sie hier ist. — Und wäre es nur, um der häßlichen Madame Sarget einen Possen zu spielen. Ich will Emma nicht aus den Augen verlieren.«

Er hat gesehen, wie Emma und ihre unzugängliche Vormünderin auf der Bank Platz genommen haben und hatte erst Lust sich ebenfalls hinzusetzen. Jedoch die Furcht: Madame Sarget in die Flucht zu jagen, die ja dann ihren lieblichen Zögling mit entführen würde, hält ihn davon zurück und er begnügt sich damit, in der Allee vor den Damen auf- und abzugehen.

Seine Cousine hat ihn gleich bemerkt, allein sie sagt kein Wort; Madame Sarget sieht Felix ebenfalls und brummt:

»Das thut dieser Herr mir zum Possen. — Nur um mich zu ärgern. — O, es ist gut — ich werde daran denken. Ich habe ein gutes Gedächtniß.«

Plötzlich aber erblickt auch das kleine Mädchen Felix, der eben vorübergeht; es stößt einen Schrei aus, stößt leise seine Mutter und ruft aus:

»Da ist er, Mutter, da ist er! — Er geht gerade an uns vorüber!«

Mit diesen Worten steht das Kind auf, knixt einige Male lächelnd vor Felix und sagt mit seiner weichen, lieblichen Stimme:

»Guten Tag, mein Herr, bleiben Sie recht wohl. Meine Mutter dankt Ihnen tausendmal.«

Felix hat dem Kinde zugelächelt und nickt freundlich grüßend mit dem Kopfe, wie er vorübergeht. Madame Sarget macht gleich mit spöttischem Tone die Bemerkung zu Emma:

»O, Ihr Herr Cousin hat schöne Bekanntschaften. Haben Sie gesehen? — Dieses Weib, das auf unserer Bank sitzt, und diese schlecht gekleidete Kleine — er hat sie gegrüßt — das sind wahrscheinlich seine Freunde.«

Emma erwiedert nichts, sondern nähert sich dem kleinen Mädchen, das zu ihrer Linken sitzt, und fragt es:

»Sage, Kleine, kennst Du den Herrn, der soeben an dieser Bank vorübergegangen ist?«

»O ja, mein Fräulein, und es ist ein großes Glück für uns, daß wir ihn kennen, wir lieben ihn sehr, ich und meine Mutter. Sie kann ihn leider nicht sehen, denn sie ist blind, aber ich habe ihn ganz genau beschrieben, wie er aussieht.«

»O, deine arme Mutter ist blind, mein liebes Kind, ich hatte es nicht bemerkt. Und woher kennst Du meinen Cousin?«

»Ihr Cousin! — Dieser Herr ist Ihr Cousin! — Ach, wie stolz müssen Sie darauf sein, einen so guten, so großmüthigen Cousin zu haben! Denken Sie nur, Fräulein, seit einem Jahre, wo wir täglich hieher in den Park kommen, ich und meine Mutter. — Ach, wir sind sehr arm, aber ich wage nicht um etwas zu bitten, es schnürt mir immer

den Hals zu, aber von dem Augenblicke an, wo Ihr Herr Cousin uns bemerkt hat, hatte ich es nicht mehr nöthig ihn um etwas zu bitten; er trat zu uns und steckte mir ohne Aufforderung ein Geldstück in die Hand. Dann ist er oft wieder in den Park spazieren gegangen, und jedesmal, wenn er kommt, unterläßt er es nicht, mir etwas zu geben. Das hat uns Glück gebracht; von diesem Augenblicke an sind auch andere Menschen auf uns aufmerksam geworden, und haben uns etwas gegeben — zwar nicht so viel wie er, aber das bleibt sich gleich, für uns ist auch das Wenige viel. Heute endlich, als ich unseren guten jungen Herrn, denn so nennen wir ihn, ich und meine liebe Mutter, kommen sah, lief ich ihm gleich entgegen und — wissen Sie, was er mir gegeben hat? — Zwanzig Francs! Ein funkelndes Goldstück! Ich traute mir gar nicht, eine so große Summe anzunehmen, aber Ihr Cousin sagte mir: »Ich verdiene jetzt viel mehr Geld als früher, und ich will, daß Ihr an der Veränderung meiner Vermögensverhältnisse Theil nehmen sollt.« — O Fräulein, Sie sehen wohl, daß ich Recht habe, wenn ich sage, daß Sie auf Ihren Cousin stolz sein können.«

Emma's Augen stehen voll Thränen, sie wendet sich zu Madame Sarget um, die Alles wohl gehört hat, was das kleine Mädchen erzählte, und sagt:

»Nun, Madame Sarget, werden Sie noch immer so schlecht von meinem Cousin denken? Wenn man so gut gegen die Unglücklichen und Armen ist, so kann man unumgänglich kein so verderbter Mensch sein, wie Sie meinen Cousin nur zu gerne schildern.«

Die alte Dame beißt sich in die welken Lippen und erwiedert:

»So gut, so gut! — Leichtfertige Menschen haben meist ein gutes Herz, ja, das ist allerdings wahr; aber meiner Meinung nach heißt das wenig Ordnung halten, wenn man einer Bettlerin gleich zwanzig Francs auf einmal schenkt! Das ist ohne allen gesunden Menschenverstand gehandelt und zeigt, daß man den Werth und die Wichtigkeit des Geldes nicht zu schätzen weiß.«

Emma antwortet nichts mehr, sie wendet sich wieder zu dem kleinen Mädchen, legt ein Zwanzigsousstück auf seinen Schooß und sagt:

»Nimm das, Du arme Kleine, ich hätte Dir herzlich gerne mehr gegeben, aber ich habe heute nicht mehr bei mir als das.«

»O — gnädiges Fräulein — Sie sind zu gut — auch das ist viel! — O Mutter, was ist das heute für ein Glückstag für uns! — Komm, gib mir deine Hand, daß ich Dich führen kann — wir wollen nach Hause gehen, damit Du ruhen kannst. — heute dürfen wir es schon!«

Das liebliche Kind entfernt sich langsam mit seiner Mutter, die es sorgsam wachend leitet, nachdem beide Emma nochmals gedankt haben.

Felix hat von Weitem gesehen, daß seine Cousine mit dem kleinen Bettlermädchen gesprochen hat; er hatte keine Ahnung von dem, was die Kleine plauderte, sondern vermuthete, daß der Liebreiz des Kindes seiner Cousine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt hatte. Als er sich aber entschloß noch einmal an der Bank vorüber zu gehen, wie überrascht ist er da, als Emma's Blick nicht von ihm läßt, sich mit sanftem, ja zärtlichem Ausdruck auf ihn heftet, und sie ihn dann mit einem reizenden Lächeln beglückt, indem

sie gleichzeitig freundlich und wohlwollend mit dem Kopfe nickt.

»Mein Gott! was hat das zu bedeuten?« frägt sich Felix, »meine Cousine ist ganz umgewandelt gegen mich! — Sie lächelt mir wieder zu wie ehemals. — Sollte das kleine Bettlermädchen ihr erzählt haben — ? O, wenn es das ist, was mir die Freundschaft meiner Cousine wieder erworben hat, so hat man wohl Recht zu sagen: daß eine Wohlthat niemals verloren geht!«

Fünfzehntes Capitel.

Ein Herr, der gut dinirt hat.

Man kann sich denken, daß Felix sich nicht lange Zeit ließ, wieder einen Spaziergang in dem Park von Monceaux zu machen. So wie er einen freien Augenblick hat, steigt er in einen Wagen und läßt sich dahin führen. Allein vergebens durchstreifte es wochenlang täglich den Park nach allen Richtungen, — er findet seine Cousine nicht wieder.

Er hat das Kind der Blinden befragt, und von dem kleinen Mädchen erfahren, daß seine Cousine tief gerührt schien, als sie von seiner Wohlthätigkeit und Güte erzählen hörte, — während Madame Sarget im Gegentheile darüber losgezogen hatte, es sei kein gesunder Menschenverstand darin, Bettlerleuten gleich zwanzig Francs zu schenken. Die Kleine hatte Alles gut gehört und sich wohl gemerkt; Kinder haben ein vortreffliches Gedächtniß, dem auch nicht das Geringste verloren geht.

»Ihre Fräulein Cousine ist sehr hübsch und auch sehr

gut,« sagt das kleine Mädchen, »sie hat mir einen Francs gegeben, indem sie sagte, es thäte ihr leid, nicht mehr bei sich zu haben.—Aber, mein Herr, das ist ja schon sehr viel — ein Francs! — Gewöhnlich gibt man uns nur einen Sou! — Alle Menschen sind nicht so edelmüthig wie Sie!«

»Und hast Du meine Cousine seit jenem Tage wieder einmal hier im Parke spazieren gehen sehen?«

»Nein, mein Herr.«

»Aber — würdest Du sie auch gewiß wieder erkennen?«

»Ob ich sie wieder erkennen würde! — O ja, mein Herr, — ihre Züge sind mir klar im Gedächtniß! Menschen, die so herzensgut mit uns sind, sehen wir sehr aufmerksam und mit vieler Freude an! — Und dann ist Ihr Fräulein Cousine ja auch sehr schön — man sieht nicht oft eine so schöne Dame. — Es ist eigentlich recht merkwürdig, daß man unter der Masse Menschen, die täglich hier im Parke spazieren gehen, hundert häßliche Gesichter sieht, bis man auf ein hübsches kommt.«

»Aber sie kommt nicht mehr hieher. — O, ich bin fest überzeugt, diese boshafte Madame Sarget will nicht mehr in den Park von Monceaux mit ihrer Mündel spazieren gehen, aus Furcht, mir wieder hier zu begegnen. — Und ich werde Emma nicht wieder hier finden!«

Felix entfernt sich traurig, aber seine mannigfaltigen Geschäfte tragen dazu bei, ihn endlich ein bischen zu zerstreuen und seine Gedanken von der Ursache seiner Betrübniß abzulenken — denn es gibt kein besseres Mittel als die Arbeit, um Kummer oder Sorgen zu verscheuchen.

Ein Monat ist so verflossen und Felix, dem daran ge-

legen ist, seinem Herrn zu zeigen, daß er seiner Gunst würdig ist, hat das Bureau fast nie verlassen; er war auch nicht ein einziges Mal im Park von Monceaux. Eines Morgens aber, wo er weniger beschäftigt ist als gewöhnlich, sagt er zu sich:

»Meine arme blinde Frau und ihr kleines Töchterchen müssen ja denken, daß ich ganz auf sie vergessen habe. — Ich werde zwar auf diesem Spaziergange meiner Cousine Emma nicht mehr begegnen, das ist aber kein Grund, meinen kleinen Schützling so zu vernachlässigen.«

Felix fährt zu dem Park. Gleich wie er eintritt, schlägt er die Richtung nach jener Seite ein, wo die arme Blinde und ihr Mädchen sich gewöhnlich aufzuhalten pflegen. Kaum hat er etwa fünfzig Schritte in der Allee zurückgelegt, als ein lauter Freudenschrei an sein Ohr schlägt. Dann eilt das kleine Bettelermädchen ihm hastig entgegen, indem es ausruft:

»Da ist er, Mutter! — Er ist nicht gestorben — er ist nicht krank, wie wir befürchtet haben. — Da ist unser guter junger Herr. — Ach, das ist ein Glück! — Er ist wieder da!«

Das Kind hüpft vor Entzücken; dann, bei Felix angelangt, faßt und drückt es seine beiden Hände und ihre Augen blicken mit so treuherzigem Ausdrucke der Freude auf ihn, daß er mächtig davon ergriffen ist und mit bewegter Stimme flüstert:

»Ja, mein Kind, mein gutes Kind — ich bin es! Ich bin lange nicht hier gewesen, nicht wahr?«

»O ja wohl, mein Herr. Und Sie waren doch früher alle Tage im Park. Meine Mutter sagte oft zu mir: Caroline, siehst Du denn den jungen Herrn gar nicht mehr, der

so gut gegen uns war? Du siehst Dich wohl nicht gut um. — Und ich, ich antwortete ihr: O, gute Mutter, wenn er im Park wäre, so weißt Du wohl, daß er ihn nicht verlassen würde, ohne uns früher gesprochen zu haben —«

»Du hast ganz Recht gehabt, liebe Caroline, ich habe Euch indessen nicht vergessen, aber ich wohne sehr weit von hier und hatte sehr viel zu thun. O, ich habe für Euch zusammengespart; nimm' das, Caroline, nimm', ich bin im Rückstand bei Euch.«

»O, mein Herr, wieder so viel Geld. Sehen Sie, das thut mir weh' — recht weh'.«

Und das kleine Mädchen fängt zu weinen an.

»Warum weinst Du, kleine Caroline?«

»Weil ich fürchte, Sie werden glauben, daß es mir nur darum so viel Freude verursacht, Sie zu sehen, weil — weil Sie uns Geld geben. Und das ist es nicht, warum ich Sie so lieb habe.«

»Nein, mein Kind, nein! Man sieht es gleich an deinen Augen, daß Du ein dankbares Gemüth hast. Nun komm', weine nicht mehr, sonst fange ich an böse zu werden.«

»O, es ist schon wieder vorüber, mein Herr. Sehen Sie, ich weine nicht mehr.«

»Nun sage mir, Kleine, — Du hast meine Cousine wohl seit damals nicht wieder gesehen?«

»O doch, mein Herr, und ich wollte es Ihnen eben erzählen. — Wir haben sie in den letzten Tagen sogar zweimal hier im Park von Monceaux gesehen.«

»Zweimal! Und ich Unglücksvogel war nicht da. Weißt Du sicher, daß sie es war?«

»O ja, mein Herr. Ich habe sie gut erkannt, obwohl

sie nicht mehr in Trauer ist, — ebenso wenig als die alte Dame.«

»Es ist wahr, sie muß die Trauerkleider seit drei Wochen etwa abgelegt haben. Und — hat sie mit Dir gesprochen?«

»Ja, mein Herr, aber sie schien genirt zu sein, denn es war, außer der alten Dame, noch Jemand mit —«

»Noch Jemand? Wer?«

»Ein junger Mann — ein schöner, eleganter Herr — «

»Ein junger Mann?! — O, wahrscheinlich einer von ihren Brüdern.«

»Das weiß ich nicht. Aber ich glaube nicht, daß dieser Herr der Bruder des Fräuleins ist, denn ich hörte die alte Dame einmal zu Ihrer Cousine sagen:

»Warum nehmen Sie nicht Herrn Saint-Estève's Arm, liebe Emma?«

»Und Ihre Cousine antwortete darauf:

»Weil ich es vorziehe, allein zu gehen.«

Felix wird bleich; ein kalter Stich geht durch sein Herz; jedoch faßt er sich bald und stottert:

»Saint-Estève, — o nein, das ist nicht ihr Bruder. War er mit den Damen, als Du sie zum letzten Mal gesehen hast?«

»Ja, mein Herr, und auch das erste Mal.«

»Beide Male! O — gut — ich verstehe —«

»Mein Herr, was ich Ihnen da sage, scheint Ihnen Kummer zu machen. Mein Gott, es thut mir leid; wenn ich das gewußt hätte, so würde ich es Ihnen nicht erzählt haben.«

»Nein, mein Kind, kränke Dich deswegen nicht. Ich

mußte es früher oder später ja doch erfahren. Und — ist dieser Herr Saint-Estève ein hübscher Mann?«

»O Gott ja, mein Herr. Er sieht sehr hübsch aus, aber stolz, ja beinahe hochmüthig. Als Ihre Fräulein Cousine auf mich zutrat, um mir eine Gabe zu reichen, da sah er uns, mich und meine arme blinde Mutter, mit solcher Verachtung an. — O, welcher Unterschied zwischen Ihnen —«

»Lebe jetzt wohl, mein Kind.«

»Wie, Sie gehen schon, mein Herr?«

»Ja, ich habe Eile — meine Geschäfte —«

»Werden Sie wieder so lange ausbleiben?«

»Ich weiß es nicht, nein. In jedem Falle aber sei versichert, daß ich Euch nicht verlassen werde. — Leb' wohl!«

Felix vermuthet, daß dieser Herr Saint-Estève ein Verehrer, ein Bewerber um die Hand seiner Cousine Emma ist; und obwohl er nie die leiseste Hoffnung hatte hegen dürfen, Emma's Hand zu bekommen, so ist sein Kummer doch ein unsäglicher, als er daran denkt, daß der Augenblick vielleicht gekommen ist, wo seine Cousine in die Arme eines Gemals sinken würde.

Mit großer Richtigkeit denkt Felix endlich, daß es besser ist, Gewißheit zu erlangen, als sich mit Zweifeln abzuquälen und begibt sich in die Wohnung seiner Cousine, indem er denkt:

»Ich werde den Concierge zum Sprechen bewegen; es gibt immer ein Mittel, aus diesen Menschen etwas heraus zu kitzeln. — Sie sind zweimal innerhalb kurzer Zeit mit diesem Herrn in dem Parke von Monceaux spazieren gegangen — hm, hm! — O Madame Sarget, darin erkenne

ich wieder ihre Nase! Sie wird gedacht haben: »Wenn wir dem Herrn Felix im Parke begegnen sollten, so wird er wenigstens sehen, daß seine Cousine einen Ritter hat, und er kennt mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich nur ihrem zukünftigen Ehemanne die Erlaubniß geben würde, uns so oft dahin zu begleiten.«

Felix hat indessen das Haus, welches seine Cousine mit Madame Sarget bewohnt, erreicht.

Der Concierge ist eben damit beschäftigt, vor dem Hausthore zusammen zu fegen. Felix macht ihm ein Zeichen; der Mann tritt, den Besen in der Hand, näher. Felix zieht ihn in einige Entfernung vom Hause fort, steckt ihm fünf Francsstücke in die Hand und flüstert mit einer Stimme, in der die Aufregung, die ihn beherrscht, nachzittert:

»Es kommt ein gewisser Herr Saint-Estève zu meiner Cousine, — denn ich bin der Cousin des Fräulein Emma Monlaurent.«

»O ich weiß, Sie haben mir es schon gesagt, mein Herr, als Sie sich bei mir erkundigten, ob die beiden Damen, die alte und die junge, häufig spazieren gingen, das mag nun ungefähr ein Jahr her sein.«

»Nun gut, unterrichten Sie mich, seit wann kommt dieser Herr Saint-Estève in's Haus?«

»Seit ungefähr sechs Monaten. Anfangs aber kam er nur höchst selten. Erst seit die Damen die Trauer abgelegt haben, kommt der junge Mann oft, und nach dem zu urtheilen, was meine Frau von der Köchin des Fräuleins gehört hat, scheint es, daß er ein eifriger Bewerber um Fräulein Monlaurent's Hand ist, daß Madame Sarget ihn protegirt, daß er sehr reich ist — und daß es eine sehr

vortheilhafte Partie für das Fräulein wäre, das aber durchaus weder Lust noch Eile zu haben scheint, sich zu verheiraten.«

»Es ist gut, es ist gut, ich weiß genug. — Aber lassen Sie sich ja nicht einfallen, den Damen oben zu erzählen, daß ich jetzt oder je früher derlei Fragen an Sie stellte.«

»Ah, Sie können ganz unbesorgt sein, mein Herr, ich bin im gleichen Grade verschwiegen, wie meine Frau geschwätzig ist. Ja — wenn Sie mir nicht fünf Francsstücke gegeben hätten, so würde ich Ihnen auch keine Sylbe von alledem gesagt haben.«

Felix entfernt sich sehr traurig, sehr niedergeschlagen und sagt sich:

»Emma hat keine Lust sich zu verheiraten. Aber mit vielen Bitten und Zureden und Belästigungen wird man sie endlich doch dazu treiben, ihre Einwilligung zu geben. — Aber, ich Thor, muß es nicht doch einmal so kommen? Ob es nun dieser Herr Saint-Estève ist oder ein Anderer, das bleibt sich für mich ganz gleich. — Und wenn er wirklich eine so gute Partie für meine Cousine ist. — Wenn sie aber ihre Volljährigkeit abwarten wollte, da wäre sie dann freie Herrin ihres Willens. — Aber man wird sie dazu bestimmen, diesen Saint-Estève zu heiraten — der, ich bin fest davon überzeugt, sie bei Weitem nicht so liebt wie ich!«

Der junge Mann ging, in solche Gedanken vertieft, absichts- und planlos in den Straßen umher, als ein Arm sich sanft unter den seinigen schiebt und eine befreundete Stimme ihm zuruft:

»Arbeiten wir an einem Drama oder an einem Schauspiele, dessen Entwicklung schwer herbeizuführen ist?«

»Ach, Sie sind es, lieber Doctor? Nein, ich schreibe kein Drama, aber ich habe großen Kummer, glauben Sie es mir.«

»So? Das müssen Sie mir erzählen. — Wenn man seinen Gram in einen Freundesbusen ausschüttet, so verliert man dabei immer einen Theil davon.«

Felix erzählt dem Doctor Choubert nun die Ereignisse im Parke von Monceaux, und was er eben von dem Concierge erfahren hat.

»Aber, mein bester Freund, ich sehe in alledem noch keine Veranlassung, sich einer solchen Verzweiflung hinzugeben! — Man macht Ihrer Cousine den Hof? Ei — das ist doch ganz einfach und natürlich, sie ist ja reich! — Aber diese Heirat ist weder geschlossen noch beschlossen. Wissen Sie nicht, was das kleine Bettlermädchen Ihnen erzählt hat? — Daß Ihre Cousine diesem Herrn Saint-Estève nicht den Arm geben wollte, indem sie ihrer Vormünderin erwiederte, sie zöge es vor, allein zu gehen? Wenn Emma nur die leiseste Neigung oder die geringste Vorliebe für Saint-Estève empfinden würde, hätte sie da nicht lieber ihm den Arm gegeben, anstatt allein zu gehen? Das ist klar wie Sonnenschein. Folglich liebt Ihre Cousine diesen Herrn nicht. — Ferner gestehen Sie, daß die reizende Emma Ihnen einen zärtlichen Blick zugeworfen und ein freundliches, süßes Lächeln an Sie gerichtet hat, nachdem sie mit dem kleinen Bettlermädchen gesprochen hatte, ein Beweis, daß sie von Ihrer Herzensgüte tief gerührt war. Da sie nun stets ein freundschaftliches Gefühl für Sie empfand — sie hat Ihnen seiner Zeit Beweise davon gegeben — so hat das Gehörte dieses ein-

geschlummerte Gefühl in dem Herzen Ihrer Cousine wieder erweckt. Ihre Liebeserklärung wird über ihre eigenen Gefühle Licht gegeben haben — und ich möchte wetten, mein Lieblingspatient, — daß sie diesen Saint-Estève nicht heiraten wird!«

»O, lieber Doctor, Sie geben mir Hoffnung und Leben wieder —«

»Nun, dann wollen wir miteinander zum Mittagessen gehen — ich werde versuchen Ihnen auch den Appetit wiederzugeben!«

Die zwei Herren wenden ihre Schritte nach dem Palais Royal, wo man sehr gut speisen kann, wenn man es versteht, eine gute Wahl zu treffen.

Felix hat seine Fröhlichkeit wieder gefunden, denn da sein Temperament von Natur aus wenig zur Trauer geneigt ist, so bedarf es nicht viel, dieselbe wieder von seiner Stirne zu scheuchen. Um den Tag auch mit einander zu beschließen, gehen die beiden Freunde nach dem Mittagsessen in ein Schauspiel, das sehr spät zu Ende geht, was sie jedoch nicht hindert, nachher noch lange auf den Boulevards umherzuwandeln, weil sie sehr viel Vergnügen an ihrer gegenseitigen Gesellschaft empfanden.

Felix hatte seinem Freunde auch bereits von seinem Besuche bei Anita oder Signora Mirobelli, wie sie sich jetzt nannte, erzählt, und was er über seinen Cousin Félicien in Erfahrung gebracht hatte.

»Ich habe es mir gedacht!« sagt Doctor Choubert, »es mußte so kommen! — Die Weiber werden Félicien zu Grunde richten, denn er überläßt sich zügellos den Vergnügungen und seinen Leidenschaften, weil er das Versäumte

einbringen will, und sich Kraft zumuthet, um es dem Herkules nachmachen zu können — aber er wird es nicht lange machen.«

Der verliebte junge Mann sprach dann von Derjenigen, die er liebte, und der Doctor, der seinen entzückten Lobeserhebungen über Emma freundlich und aufmerksam, ja beinahe andächtig zuhörte, erinnerte ihn oft daran: wie Fräulein Emma bei dieser oder jener Gelegenheit ihre Neigung an den Tag gelegt habe.

Plötzlich sieht der Doctor auf seine Uhr und ruft aus:

»Ein Uhr Morgens! ich muß doch nach Hause sehen. Ich habe eine Patientin, die ihrer Entbindung entgegensieht — vielleicht hat man schon um mich geschickt.«

»O Teufel — wenn sie die Sache indessen allein abgemacht hätte!«

»Ohne mich? — Niemals! — Nein, nein, sie wird bis morgen warten! — Ich gehe durch das Faubourg Pittonière, und bin dann gleich in meiner Rue Montholon.«

»Ich werde Sie begleiten, mein Freund, ich sehne mich noch gar nicht darnach zu Bette zu gehen — ich bin viel zu aufgeregt, um so bald schlafen zu können.«

»Wohlan — begleiten Sie mich!«

Man begegnete nur noch sehr wenigen Menschen; jedoch in der Nähe des Conservatoire angekommen, bemerken unsere zwei Freunde in geringer Entfernung vor sich einen Herrn, der sich dicht an die Mauer preßt und durchaus die Theaterzettel entziffern will, obwohl sie zum Theile schon abgerissen sind und die Ueberreste in Fetzen herabhängen.

»Wenn dieser Herr heute Abend in's Theater gehen

will,« sagt Felix, »so kommt es mir dazu ein bischen spät vor!«

»Er spricht mit sich allein, ich glaube, er ist betrunken.«

»Denken Sie? Ein so fein gekleideter Mann.«

»Das ist kein Hinderniß. Wir wollen ihm ein bischen zuhören, es ist immer unterhaltend, den Selbstgesprächen der Betrunkenen zu lauschen. Sie sagen Dinge, die man sonst nie hört, außer aus ihrem Munde, und bringen oft sehr derbe Wahrheiten zu Tage.«

Der elegant gekleidete Herr vor ihnen reibt wieder seine Nase gegen die Mauer und murmelt:

»Wie schlecht das Gas hier leuchtet. Ich habe in die »Filles de Marbre« gehen wollen. — Der Dingsda hat mir gesagt, daß sie heute Abend gegeben werden — aber ich kann sie nicht finden. — Ah doch — ich glaube, das ist es. »Das Schaf —« hm, das Uebrige fehlt — es nebelt mir ein bischen vor den Augen —«

»Es ist sonderbar, ich glaube, diese Stimme soll ich kennen,« sagt Felix.

»Auch ich — warten sie. — Ah, ja, es ist Ihr Cousin Adolph.«

»Wie, wär' es möglich! — In diesem Zustande! — Der Unglückliche kann sich ja gar nicht auf den Füßen halten, wenn wir ihm nicht zu Hilfe kommen, so stürzt er zusammen.«

»Wer ist da?« fragt der junge, trunkene Mann, sich aufrichtend und einen Versuch machend, vorwärts zu gehen, wobei er von einer Seite zur anderen schwankt und mehreremale nahe daran ist, zu fallen.

»Man hat meinen Namen ausgesprochen — ich habe

Adolph rufen gehört — Adolph Monlaurent — ja — das bin ich! — Wenn es Freunde sind, so sollen sie es sagen.«

»Nun ja, es sind Freunde,« ruft Felix aus, auf seinen Cousin zueilend und ihn mit seinem Arme stützend. »Ich bin es, Felix Albrun, dein Cousin, und der Doctor Choubert, welcher deines Vaters Arzt gewesen ist.«

»Nicht lange,« sagt der Doctor, »aber doch lange genug, um Ihnen bei Tische puren Wein einzuschenken, als ich bei ihm zu Mittag speiste, ich hatte schon damals errathen, daß Sie ihn nicht verabscheuen —«

»Der Doctor Choubert — Felix — sieh, sieh, wie man sich im Leben begegnet! Es freut mich, Sie wieder zu sehen, Sie sollen mit mir gehen, die »Filles de marbre« ansehen.«

»Aber, Cousin, es ist zu spät dazu, die Theater sind alle schon seit lange aus und gesperrt, Jedermann geht nach Hause in's Bett, wir müssen dasselbe thun.«

»Wirklich, hat man schon zu Ende gespielt?«

»Lassen Sie sehen, mein lieber Herr Monlaurent, gestehen Sie, daß Sie außer Hause dinirt und jetzt einen kleinen Spitz im Kopfe haben — ja, sogar einen großen.«

»Der Doctor hat den Teufel im Leibe! Er sieht gleich Alles — Dinge, die — ah, verdammt, da ist es schon glitschig!«

»Stützen Sie sich auf mich, Cousin.«

»Und auf mich,« sagt der Doctor, Adolphs anderen Arm nehmend, »so werden wir bequem und sicher gehen. Wo wohnen Sie?«

»Immer noch am selben Fleck.«

»Schön — aber wo ist dieser Fleck?«

»Da ich nicht ausgezogen bin — im selben Hause.«

»Ganz wohl, aber wo ist dieses Haus?«

»Immer noch in derselben Straße — ich wechsle nicht gerne mit meiner Wohnung.«

»Teufel, wir müssen ja doch klug werden. Felix, wohnen Sie noch immer in der Rue Mazagran?«

»Nein, ich wohne jetzt Rue du Sentier, und Sie, Doctor Choubert?«

»Ich? In der Rue Montholon. Und Sie, Herr Monlaurent?«

»Ich? Immer am selben Fleck.«

»Ah, das ist doch zu stark,« brummt der Doctor, sich zu Felix beugend; »was sollen wir mit diesem Menschen anfangen?«

»Warten Sie, ich habe eine Idee. Mein Cousin, Sie werden uns zu sich nach Hause führen, nicht wahr? Und uns von Ihrem Liqueur kosten lassen. Sie müssen eine ausgezeichnete Sorte haben —«

»O, bravo, das ist vernünftig gesprochen! Ob ich guten Liqueur habe? Reinen Honig, meine Kinder — und Champagner — und retour de l'Inde!«

»So, jetzt verwechselt er Liqueur mit Madeira.«

»Also gut, führen Sie uns nach Hause, Cousin. Wohin müssen wir uns wenden, um zu Ihnen zu kommen?«

»Wohin — wohin? Es ist ein paar Schritte von hier, da ich bei Robinard Rue de l'Echiquier 7 dinirt habe. Flanquette war auch beim Diner, er sagte mir immer: Geh' noch nicht, Du wohnst ja gleich nebenan, ich werde Dich schon nach Hause begleiten. Ich aber, ich wollte die »Filles

de marbre« sehen, und sie haben sich hingesetzt und angefangen Landsknecht zu spielen und ich bin ein erklärter Feind vom Spielen!«

»Auf diese Art also sind wir ganz in Ihrer Nähe — gut, nach welcher Gegend drehen wir uns?«

»Wir drehen uns gar nicht, das macht Magenschmerzen — und ich bin schon ein wenig betäubt; Flanquette's Weine können sich mit den meinigen nicht messen. Ja, Sie müssen wissen, ich habe einen Keller — einen Keller ersten Ranges!«

»Wir werden es beurtheilen können, wenn wir einmal bei Ihnen gefrühstückt oder zu Mittag gegessen haben.«

»Morgen! — nicht später als morgen. Ich erwarte Sie; ist es abgemacht?«

»Gut, ich bin einverstanden; wir werden morgen bei Ihnen frühstücken; nicht wahr, Felix?«

»Ich bin gerne dabei; einstweilen aber möchte ich nicht hier, auf offener Straße, übernachten. Sprich, ist es rechts oder links?«

»Der Spaßvogel von einem Doctor, der nicht mehr wissen will, wo die Rue de Paradis ist!«

»Ha, Triumph! Rue de Paradis! Vorwärts jetzt, wir wollen hoffen, daß er sein Haus erkennen wird!«

Nun macht man sich auf den Marsch, und stützt diesen Herrn, der jeden Augenblick stehen bleibt und stottert:

»Ich hätte aber doch gern die »Filles de marbre« gesehen.«

»Sie werden sie morgen sehen, oder übermorgen. Es ist nichts leichter zu sehen, als die »Filles de marbre«, man

findet sie überall. Aber Ihr Freund Robinard gibt Ihnen zu schwere Weine zu trinken, das ist unrecht!«

»Es ist wahr, Sie haben Recht, Doctor, seine Weine steigen in den Kopf, ich habe argen Kopfschmerz.«

»Teufel, das glaub' ich gern! Ihr Diener muß Ihnen gleich Thee bereiten, wie Sie nach Hause kommen.«

»Thee? er macht jeden Abend welchen.«

»Das ist ein Beweis, daß er weiß, wie oft Sie ihn brauchen.«

»Ja, er ist sehr vorsichtig; es ist nur Schade, daß er mich bestiehlt.«

»Was läßt Sie vermuthen, daß er das thut?«

»Flanquette hat es mir gesagt und mir gleichzeitig gerathen, ihm den Stuhl vor die Thür zu setzen.«

»Und wer ist dieser Herr Flanquette? Was ist sein Metier? Was macht er?«

»Er ist Leinwandhändler und macht Geschäfte in Allem, was man will! Sie werden morgen mit ihm frühstücken.«

»Ah, frühstückt er morgen bei Ihnen?«

»Beinahe täglich, er kommt ohne alle Umstände, und ohne von mir geladen zu sein.«

»Ich wäre in der That sehr neugierig, diesen Herrn kennen zu lernen. Aber — da sind wir in der Rue de Paradis — gut, er lenkt zur Linken ein.«

Glücklicherweise wohnt Herr Adolph gleich am Anfange der Straße und bleibt vor seinem Hause stehen. Die zwei Freunde klingeln; der Diener hat beim Concierge auf seinen Herrn gewartet, und beeilt sich nun herauszukommen und den Trunkenbold zu stützen, der ausruft:

»Ah, da ist Jean! Er wartet immer hier unten auf mich, und ich bin überzeugt, daß es oben fertigen Thee gibt.«

»Ihr Herr ist in einem schönen Zustand,« flüstert Felix dem Diener zu, der entgegnet:

»O nein, mein Herr, daran bin ich schon gewöhnt, er kommt beinahe alle Nacht so nach Hause.«

»Ist es möglich! Welch' ein Unglück!«

»Kommen Sie nicht mit hinauf, um noch einen Nachttrunk zu nehmen?« stottert Adolph, sich fest an seinen Diener klammernd.

»Nein, Sie dürfen heute nur mehr Thee trinken.«

»Also morgen, Sie wissen ja — wir frühstücken mitsammen.«

»Um wie viel Uhr?«

»Jean, um wie viel Uhr gibst Du mir morgen mein Frühstück?«

»Wie gewöhnlich, gnädiger Herr, um zwölf Uhr Mittags.«

»Also, auf morgen um zwölf Uhr!«

Die zwei Freunde entfernen sich. Felix hat sich noch immer nicht von seinem Staunen über das eben Erlebte erholt, und der Doctor sagt zu ihm:

»Eben deshalb müssen wir morgen bei ihm frühstücken. Wir werden da erfahren, wie er so weit gekommen ist.«

*

Sechzehntes Capitel.

Der Wein.

Am nächsten Tage, gegen halb zwölf Uhr Mittags, treten der Doctor und Felix bei Adolph ein, den sie am vorigen Abend beinahe nach Hause getragen haben. Die für das Frühstück festgesetzte Stunde hatte noch nicht geschlagen, allein diese Herren gehörten nicht zu jenen, die, wenn sie irgendwo geladen sind, glauben, erst in dem Moment kommen zu müssen, wo man sich zu Tische setzt, was so viel heißen will, als dem Herrn des Hauses sagen: »Wir kommen zu Ihnen, um zu essen und aus keiner anderen Ursache.« Wenn dies »nobel« ist, so ist es doch nicht schmeichelhaft.

Der Diener war noch damit beschäftigt, den Salon zu ordnen, denn sein Herr war sehr spät aufgestanden.

Adolph tritt im Schlafrock ein; er ist jetzt nüchtern, und Felix kann ihn mit Muße mustern. Er ist außerordentlich fett geworden, sein Gesicht ist aufgedunsen und seine Nase hat eine violette Färbung angenommen, die Niemanden gut steht, aber bei einem jungen Mann besonders häßlich ist. Im Ganzen sind die Veränderungen, die mit dem Cousin unseres Felix vorgegangen sind, nicht zu seinem Vortheile, höchstens die glückliche, zufriedene Miene ausgenommen, die sich stets auf seiner Physiognomie abspiegelt.

Er empfängt seine Gäste lachend und sagt:

»Nun, meine Herren, heute bin ich ein bischen solider auf meinen Beinen als gestern Abends. He? — ha! ha! —

ich habe gestern gut dinirt, bei Gott! ich will Ihnen nicht verhehlen, die Tafelfreuden sind mein Element, ich halte sehr viel auf ein gutes Diner.«

»Und besonders auf guten Wein. Auch ich trinke gern ein Glas guten Wein, aber man darf nicht so viel nehmen, damit man das Gleichgewicht verliert.«

»Ha, ha, der gute Doctor! Ich werde Ihnen gleich das Beste zu trinken geben, was es im weißen Weine gibt. Monstrachet — kennen Sie Monstrachet?«

»Ja, es ist wirklich einer der besten weißen Weine, aber sehr schwer.«

»Was liegt daran? Und der Vosne, kennen Sie den Vosne, Doctor?«

»Bei Gott! nein; aber ich kenne den Beaume, der vortrefflich ist.«

O, der Vosne steht höher, es ist der feinste Burgunder, und der Romanée?«

»O, den kenne ich.«

»Sie sollen welchen haben, und den Lesville?«

»Der gehört zu den Bordeaux.«

»Ich kenne ihn auch und liebe ihn sehr.«

»Und den —«

Felix unterbricht diese Namenaufzählung.

»Aber, Cousin, willst Du von nichts mit uns sprechen, als vom Wein?«

»Weißt Du vielleicht ein besseres Thema? He?«

»O gewiß, Du wirst mich noch glauben machen, daß Du ein Trunkenbold geworden bist, und ich will doch nicht hoffen, daß dem so ist.«

»Warum — und wenn dem so wäre? Bei Lebzeiten

meines Vaters durfte ich nur Wasser trinken, jetzt entschädige ich mich dafür. Habe ich nicht recht? Sehe ich nicht anders aus als früher? Ich werde sichtbar stärker. Du, Felix, Du bist noch immer derselbe, Du hast nicht ein bischen Fett an Dir.«

»Ich bin ganz zufrieden damit und fühle nicht die geringste Lust fett zu werden, aber laß' hören, Adolph, was machst Du seit dem Tode meines Onkels? Bist Du noch immer in deinem Handlungshause?«

»Das könnte mir einfallen, wofür hältst Du mich? Mit einer Viertelmillion Commis bleiben, so dumm bin ich nicht. Es ist wahr, daß ich in meine Viertelmillion schon eine hübsche Bresche geschossen habe — aber wir sind noch immer reich, und Flanquette, mit dem ich ein bedeutendes Geschäft angefangen habe — in Branntwein — hat mir gesagt, daß uns das viel eintragen wird.«

»Ist das der Herr, der heute mit uns frühstücken wird?« fragt der Doctor.

»Ja. O, er wird kommen; ich hatte es ihm nicht gesagt, aber er wird kommen.«

»Teufel, er kommt alle Tage,« murmelt Jean, der den Salon abstaubt und Felix in's Ohr flüstert: »Das ist ein reiner Tellerlecker, sein Herr Flanquette.«

»Aber sage, Cousin, wie bringst Du deinen Tag zu?«

»Den Tag? O, er vergeht sehr schnell. Erstens stehe ich spät auf, weil ich oft auch sehr spät zu Bette gehe; ich frühstücke, ich habe immer einige Freunde beim Frühstück, es ist nicht amüsant allein zu essen oder allein zu trinken, man kann mit Niemand anstoßen, das Frühstück dauert bis drei Uhr.«

»Bis drei Uhr von zwölf angefangen? Das ist ein mächtiges Déjeneur.«

»Man muß doch plaudern, dann geht man aus, schlendert auf den Boulevards umher, dann spielt man einige Partien Billard, das ist das einzige Spiel, das ich liebe, weil man Bewegung dabei machen muß und Appetit bekommt; gegen halb sieben oder sieben Uhr dinirt man; das dauert bis zehn; von da geht man in's Kaffeehaus und nimmt ein Glas Punsch oder Bischoff. Sie sehen, die Zeit vergeht schnell — und auf diese Weise verbringt man sie angenehm.«

»Aber,« sagt Felix lächelnd, »in alle dem, mein lieber Adolph, sehe ich nicht eine kleine Viertelstunde, die der Liebe geweiht ist. In deinem Alter ist es doch nicht möglich, daß dein Herz ohne jedes zärtlichere Gefühl ist.«

»Ein Gefühl? Fällt mir nicht ein. Ja sehen Sie, die Weiber, die sind nicht meine Passion. — Ich will nicht sagen, daß es nicht von Zeit zu Zeit angenehm ist, aber wie ein Sorbet beim Dessert, und aufrichtig gesagt, ich gebe die schönsten Frauen für einen Fasan mit Trüffeln oder eine Bowle Nérac.«

»Dann gleichen Sie nicht Ihrem Bruder Félicien.«

»Félicien. — O! der ist auf schlechtem Weg, der arme Junge! Er hat jetzt ein Gesicht wie von Papiermaché, bleich, abgezehrt, ein schöner Unterschied zwischen mir und ihm.«

»Es ist jedenfalls ein anderes Genre.«

»Ich bin ordentlich erschrocken, als er das letzte Mal bei mir war, um sich fünfzehntausend Francs auszuleihen.«

»Wie, dein Bruder Félicien hat nöthig gehabt sich Geld von Dir zu leihen?«

»Ja, ich weiß nicht mehr, was er mir gesagt hat, warum er nicht bei Cassa war — Ah doch, er wollte seine Eisenbahnactien nicht verkaufen, weil sie gefallen waren. Ich sollte mein Geld nach acht Tagen zurückbekommen, aber seit dem sind drei Wochen verflossen, und ich habe keinen Sou davon gesehen; aber ich habe keine Sorge. Mit Victorien ist es anders, bei dem ist es schon eine hübsche Summe.«

»Wie, auch Victorien hat Geld von Dir ausgeliehen?«

»Vierzigtausend Francs, — nicht mehr!«

»Vierzigtausend Francs! Aber er ist ja eben so reich wie Du. — Was fängt er denn mit seinem Gelde an?«

»Er macht großartige Börsengeschäfte, die ihn zum Millionär machen sollen. Aber unterdessen hätte er mir diese vierzigtausend Francs in jedem Falle binnen vierzehn Tagen zurückgeben sollen, anstatt dessen aber kam er nach Ablauf dieser Frist nur, um sich wieder vierzigtausend Francs auszuleihen. Nun, ich hab' sie ihm diesmal rund abgeschlagen. Flanquette hat es mir gerathen. Er sagte mir: »Man hält Sie für eine Milchkuh, — das Geld, das man seinen Verwandten leiht, bekommt man in seinem ganzen Leben nicht wieder zu Gesichte. Leihen Sie nichts mehr her.«

»Es ist mir unbegreiflich!« sagt Felix, seine Worte an den Doctor Choubert richtend.

»Warum denn? — Das Alles ist im Gegentheile ganz natürlich; sehen Sie nicht, mein lieber Felix, daß jeder Ihrer drei Cousins einer anderen Leidenschaft fröhnt? Zu

Lebzeiten ihres Vaters glimmte dieses verhängnißvolle Feuer unter der Asche, heute, wo er gestorben ist, schlägt die Flamme fessellos empor!«

»Und deine Schwester, Adolph? Du besuchst sie doch von Zeit zu Zeit, will ich hoffen?«

»Nein, bei Leibe nicht! Ich war einmal dort, und da habe ich mich zum Sterben gelangweilt. Madame Sarget hat mir ein Glas Zuckerwasser angeboten; mir, es ist zu lächerlich! Ich danke schön, dacht' ich mir. Du wirst mich nicht mehr d'ranbekommen, dafür steh' ich Dir gut.«

»Aber Du mußt doch wissen, daß man deine Schwester an einen gewissen Herrn Saint-Estève verheiraten will?«

»Das ist mir ganz gleichgiltig. Man soll sie verheiraten, an wen man will; ich bin doch davon überzeugt, daß sie keine Hochzeitstafel geben werden. Diese Menschen verstehen nicht zu leben!«

Die Ankunft zweier Herren macht diesem erbauungsvollen Gespräche ein Ende. Der eine ist der gewöhnliche Tafelgenosse, Freund Flanquette, ein Mann von vierzig Jahren, der sich in einem Vollbarte gefällt, der fuchsroth ist. Er hat ein langes, mageres, sehr blatternarbiges Gesicht, schwarzbraune Gesichtsfarbe, vorstehendes Kinn und eben solche Backenknochen, der Blick des Fuchses und der Katze in Eins verschmolzen, eine säuselnde Stimme, die jedes Wort, das sie sagen will, erst eine Weile sucht; oft selbst über das, was er gesagt hat, sich wundernd und dann seinen Gefährten fixirend, ob er auch daran glaubt.

Der Herr, welcher mit ihm gekommen ist, ist ein wenig älter als er und noch häßlicher. Seine Nase gleicht einer Kastanie, die durch einen kräftigen Faustschlag

etwas aus der Form gebracht wurde; sein Mund ist zahnlos und doch fortwährend zu einem Lächeln verzerrt, die Haare sind struppig wie verwirrte Wolle, und in solcher Ueberfülle vorhanden, daß sein Kopf breiter ist als seine Schultern; die Sprache hat einen deutschen Accent und klingt sehr gedämpft, seine Hände sind schmutzig — seine Füße kothbespritzt.

»Es hat noch nicht zwölf Uhr geschlagen!« ruft Flanquette in den Salon eintretend und die Anwesenden grüßend. »Wenn ich jemals im Leben auch nur eine halbe Minute zu spät zu einem Diner oder Frühstück komme, so verpflichte ich mich tausend Thaler Strafe zu zahlen! — Meine Herren, ganz der Ihrige! — Mein lieber Monlaurent, erlauben Sie mir, Ihnen hier Herrn Goudmann vorzustellen, einen meiner besten Freunde, Händler in Operngläsern, Lorgnetten rc. rc. — Er war heute gekommen, um bei mir zu frühstücken. Ich sagte ihm: Begleiten Sie mich zu einem Freunde, bei dem ich frühstücke, auf diese Art frühstücken Sie auch in meiner Gesellschaft — und darum ist es Ihnen ja zu thun! — Vergeben Sie mir, daß ich so kühn war, mir dies zu erlauben, mein lieber Monlaurent.«

»Sie haben sehr wohl gehandelt, lieber Freund, und wenn dieser Herr ein Freund von guten Weinen ist, so —«

»Ach ja! — Ich liebe den feinen Wein sehr! — Ich bin Liebhaber!« sagt Goudmann in gräßlichem Französisch.

»Ja — Goudmann ist Liebhaber und Kenner!«

Choubert sagt leise zu Felix:

»Ich habe diesen Lorgnettenkrämer im Verdacht, daß er ganz einfach ein Gläubiger dieses Herrn Flanquette ist, der ihm gesagt haben wird: Ich kann Ihnen heute zwar kein Geld geben, aber ich werde Sie zu einem Freunde führen, wo Sie ein herrliches Frühstück haben sollen!«

»Es ist unbestreitbar, daß dieser Branntweinmäkler ganz das Aussehen eines Schwindlers hat! — Ich fürchte sehr, mein armer Cousin Adolph läßt sich von diesen Freunden »barbiren«.

»Das ist leicht möglich — aber was kann man dagegen thun? Ihr Cousin wird viel lieber auf die Rathschläge dieser Herren hören, als auf die unsrigen!«

Die Köchin ruft Jean, der bald darauf mit der Meldung zurückkommt, daß das Frühstück aufgetragen ist.

»Ah, bravo! Das ist eine gute Nachricht!« ruft Adolph; »kommt, wir wollen zu Tische gehen! Meine Herren, erlauben Sie mir, im Schlafrocke mein Frühstück zu nehmen.«

»O — gewiß!«

»Im Schlafrock ißt man viel besser und angenehmer,« sagt Herr Flanquette, »da kann man sich doch mit Leichtigkeit bewegen — nichts preßt und drückt einen. — Man sollte seine Mahlzeiten nie anders zu sich nehmen. — Mein lieber Adolph, ich habe einen alten Mac-Ferlane; — ich werde so frei sein, ihn nächstens zu bringen und hier zu lassen, um ihn beim Frühstück anziehen zu können.«

»Wozu so viel Umständlichkeiten, Flanquette, ich

habe einige Bonjours, die ich nicht mehr benütze — weil sie mir alle zu eng geworden sind. Ich werde Ihnen einen von diesen geben.«

»Nun — das ist mir noch lieber!«

»Es wird nicht mehr lange dauern, so wird er zu Bette verlangen, um nach Tische seine Siesta mit aller Bequemlichkeit halten zu können!« flüstert der Doctor Felix zu.

Man setzt sich zu Tische. Herr Goudmann spricht kein Wort mehr, er denkt an nichts als an's Essen und Trinken. Herr Flanquette hält das Gespräch immer im Gange, obwohl auch er wacker arbeitet.

»Das ist ein ausgezeichneter Madeira! — Nicht wahr, meine Herren?«

»Ja — unübertrefflich!«

»Er kommt uns von Indien,« sagt Adolphe, den erwähnten Wein in kleinen Zügen behaglich schlürfend. »Nun, Herr Goudmann, Sie sind ja ein Kenner, wie ich höre, was sagen Sie zu diesem Weine?«

Der Lorgnettenhändler hat den Mund so voll, daß er nicht antworten kann; er begnügt sich also damit seinem Wirthe das Glas hinzureichen, das er geleert hat.

»Er bittet um eine Wiederholung — das ist das beste Lob, das man spenden kann!«

»Meine Herren, bei diesem rognons santés muß man zum Montrachet übergehen!«

»Gut — versuchen wir diesen Montrachet,« sagt der Doctor, »da er so gut sein soll! Ich habe gar nichts dagegen, seine Bekanntschaft zu machen.«

Der weiße Wein macht einige Male die Runde. Felix

aber leert nie sein Glas, weil er auf seiner Hut ist. Der Doctor gibt zu, daß der Montrachet zu den feinsten Weinen gehört. Adolph, glücklich über das seinem Lieblingsgetränk gespendete Lob, sagt zu Herrn Goudmann:

»Nun, und was ist Ihre Meinung darüber, mein Herr, — die Meinung eines Kenners?«

Darauf wiederholt der Lorgnettenverkäufer, der wieder den Mund voll hat, seine frühere Pantomime und Freund Flanquette wiederholt seine Phrase über dasselbe Motiv.

Felix ergreift einen Augenblick, wo alle Herren das Glas zum Munde führen, um zu sagen:

»Aber, zum Teufel, Cousin, warum verheiraten Sie sich nicht — da Sie in Ihrem Hause Ihre Gäste so liebenswürdig bewirthen? Eine Frau würde Ihnen helfen Ihre Tafelfreunde zu empfangen, ihnen die Zeit zu vertreiben — und außerdem über hundert Einzelheiten des Haushaltes wachen, um welche Sie sich dann nicht mehr zu bekümmern brauchten!«

Herr Flanquette schneidet eine gräßliche Fratze, Herr Goudmann steckt die Gabel in seine Nase anstatt in den Mund, der Doctor lacht und Adolph ruft aus:

»Heiraten! — Ich — mich verheiraten? — Ah, ein solcher Einfall könnte mir kommen! — Meine Freiheit aufgeben — bin nicht so dumm!«

»Und dann,« fällt Herr Flanquette hier ein, »ist der Geschmack der Menschen verschieden — Es gibt Damen, die es unrecht finden, lange Tafeln zu halten —«

»Und ich könnte mein Lebenlang bei Tische sitzen! — Dann gibt es auch Frauen, die nicht immer eben liebenswürdig sind!«

»Sie sind gewöhnlich das, wozu man sie macht!« wendet Doctor Choubert ein; »ich — ich bin für die Ehe — Eine Frau ist eine Gesellschafterin — eine treue Freundin — ein zweites Ich — «

»Ja,« sagt Herr Flanquette, »manchmal gibt es sogar ein drittes Ich, — nicht wahr, Goudmann?«

Herr Goudmann, der wunderbarer Weise den Mund in diesem Augenblicke nicht voll hat, erwiedert:

»Hm, ich — ich habe eine apathische Frau.«

»Mein Herr,« sagt der Doctor, »irgend ein englischer Schriftsteller sagt: An einer apathischen Frau verheiratet zu sein, ist so viel als Kartenspielen ohne Geld einzusetzen — man findet kein großes Vergnügen, aber man tödtet die Zeit.«

»Jetzt wäre aber genug über das Heiraten gesprochen worden, meine Herren!« ruft Adolph. Versuchen Sie einmal diesen Bosée, Herr Goudmann, Sie sollen mir über ihn Bericht erstatten.«

Der Lorgnettenhändler hat sich aber wieder in die Unmöglichkeit versetzt, zu sprechen, und Flanquette antwortet anstatt seiner.

Der Bosée wird köstlich gefunden; dann geht man zum Bóville über, dann zum Lafitte, dann zum Champagner.

Felix hat sich stets gescheut, und stets in Acht genommen, der Doctor aber hat nicht so gehandelt, und hat bald einen Spitz so gut wie die andern Tafelgenossen.

»Heißt das vernünftig sein?« sagt Felix zu seinem Freunde.

»Bei Gott, mein Lieber, diese Weine sind alle köstlich,

das ist nicht abzuläugnen! Und dann: Ein Mal ist kein Mal — Hippokrates erlaubt es auch!«

»Und Ihre Patientin, die jeden Augenblick ihrer Entbindung entgegensieht — wenn sie Sie braucht!«

»O nein, ich habe noch Zeit, sie wird bis Abend warten.«

Sobald Felix sieht, daß sein Cousin betrunken ist, daß der Doctor kein Wort mehr sprechen kann, ohne in ein lautes Gelächter auszubrechen, daß Herr Flanquette stottert und keinen Satz mehr zu Ende führt, endlich daß die Augen des Lorgnettenhändlers stier glotzend aus ihren Höhlen treten, verläßt er leise den Tisch, nimmt seinen Hut und verschwindet.

Siebzehntes Capitel.

Ein uneigennütziger Liebhaber.

Nun wollen wir in das elegante, hübsche und comfortable Haus dringen, welches Emma auf dem Boulevard Malesherbe mit jener langnasigen Dame bewohnt, die man zu ihrer Vormünderin ernannt hat.

Seit das junge Mädchen ihren Cousin im Parke von Monceaux getroffen hat, wo er ihr seine Liebe so offenherzig gestand, wo er ihr sagte, daß er nie ein anderes Weib lieben würde, seit damals ist Emma nicht mehr dieselbe. Sie ist träumerisch geworden, sinnend, sie gefällt sich in der Einsamkeit, wo sie Muße hat, ihr Herz zu befragen. Sie hatte von jeher eine geheime Vorliebe für ihren Cousin empfunden; aber man schilderte ihn ihr als so schlecht, sagte

ihr, er sei ein liederlicher Mensch, daß sie sich endlich bemühte, sein Bild aus ihrem Gedächtnisse zu verbannen, wohin es aber mit Hartnäckigkeit stets wieder zurückkehrte.

Dann gab es eine Zeit, wo Felix ihr noch nicht gestanden hatte, daß er sie liebte. Sie glaubte ihn im Gegentheile nur mit Tänzerinnen oder Schauspielerinnen beschäftigt, und hatte also gar keine Ursache, jenes süße Gefühl, das sich in ihrem Herzen zu Gunsten ihres Cousins regte, zu hegen und groß zu ziehen.

Aber seit sie Felix in dem Park von Monceaux begegnet ist, ist das Alles anders geworden. Alles hat sich für Emma verändert; sie weiß, daß sie von ihm, dem sich ihre Gedanken längst zugewendet haben, geliebt und angebetet wird, und die Erzählung der kleinen Bettlerin hat viel dazu beigetragen, ihre natürliche Neigung zu Felix zu vergrößern. Sie kann einen Menschen, der ein so vortreffliches Herz an den Tag legt, nicht gar so viele Untugenden zumuthen, und wenn Felix auch leichtfertig und liederlich gewesen ist, hat er nicht gesagt er habe sich gebessert und denke nur mehr an seine Arbeit?

Das ist es, was Emma oft zu Madame Sarget sagt, wenn diese durchaus nichts davon wissen will, in dem Park von Monceaux spazieren zu gehen, und ausruft:

»O nein! wir könnten Ihren Herrn Cousin da finden. Wenn er uns sieht, würde er uns natürlich auch ansprechen und ich will nicht, daß Sie die Albernheiten und Tollheiten hören, die Ihnen dieser Mensch vorschwatzt!«

»Aber, Madame Sarget, mein Cousin spricht keine Albernheiten... Oder halten Sie es für eine Tollheit, daß er mich liebt? Denn das ist es, was er mir gesagt hat.«

»Sie zu lieben! — Sie glauben an seine Worte, mein armes Kind, und lassen sich von dem Geschwätze dieses Roué's bethören! Aber er liebt nicht Sie, sondern Ihr Vermögen — sonst nichts!«

»Und warum halten Sie es denn für eine Unmöglichkeit, daß man mich liebt — wahrhaft liebt?«

»Weil die Männer, die allen Weibern nachlaufen, nicht fähig sind, ein einziges wahrhaft zu lieben.«

»Mein Cousin hat sich aber gebessert, er denkt nur noch an seine Arbeit, sein Herr ist sehr zufrieden mit ihm —«

»Das glauben Sie? Und warum? Weil er es uns gesagt hat. Ein guter Bürge! Jung gewohnt, alt gethan. Was Hänschen nicht lernt — Sie wissen, in den Sprichwörtern liegt die Weisheit der Völker.«

»Nein, Madame, das wußte ich nicht.«

»Sehen Sie, Emma, Herr Saint-Estève, das ist ein junger Mann, der würdig ist, Ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ah, das ist ein Mensch, der liebenswürdig ist, gute, feine Manieren hat, nur mit schöner Welt umgeht. Der wälzt sich nicht mit Statisten hinter den Coulissen herum. Er ist reich, er ist sehr hübsch. Das ist eine Ihrer würdige Partie, und dieser junge Mann liebt Sie wahrhaft, er macht Ihnen nicht Ihres Vermögens wegen den Hof.«

»Wo liegt der Beweis hievon, Madame?«

»Weil dieser Herr selbst fünfzehntausend Francs Renten besitzt, folglich schon reich ist und es nicht nöthig hat, bei der Dame, die er heiraten will, auf das Vermögen zu sehen. Er hat es mir oft gesagt.«

»Aber ich liebe diesen Herrn Saint-Estève nicht, er sieht aus wie ein Geck.«

»Er sieht sehr fein aus, mein Fräulein; freilich ist es wahr, daß er nicht die rücksichtslose Offenherzigkeit dieser Kaffeehauslungerer hat. Er riecht auch nicht nach Tabak, was ihm nur zum Lobe gereichen kann.«

Da das Trauerjahr abgelaufen war, so forderte Madame Sarget ihren Liebling, Herrn Saint-Estève, auf, sie öfters zu besuchen; später hatte sie, ihren Kriegsplan ändernd, gedacht: »Wir werden doch in den Park von Monceaux spazieren gehen, aber Herrn Saint-Estève mitnehmen. Felix wird sich dann überzeugen können, daß ein Anbeter, ein Bewerber für Emma da ist, und das wird ihm wohl die Hoffnung rauben, ihre Liebe für sich zu gewinnen.«

Wir wissen, wie vollkommen dieser Plan geglückt ist. Emma hatte es sehr unangenehm berührt, als Herr Saint-Estève den Spaziergang in ihrer Gesellschaft machte, allein sie konnte sich nicht widersetzen. Sie konnte nur seinen Arm zurückweisen, und es war nicht ohne Absicht gewesen, als sie vor dem kleinen Bettlermädchen laut gesagt hatte: sie wolle lieber allein gehen; sie errieth, das kleine Mädchen würde Felix ihre Worte wiederholen. In Dingen, die das Herz betrifft, haben die Frauen eine eigenthümliche Ahnungskraft; wir Männer haben nur die Geisteskraft, und ach! wie sieht es oft mit der aus!

Herr Saint-Estève jedoch, dessen Arm man eben ausschlug, läßt sich dadurch nicht abschrecken; er bewirbt sich eifrig um Madame Sarget's Gunst und es vergeht beinahe kein Tag, ohne daß die Damen seinen Besuch empfangen.

Emma's Vormünderin nimmt den jungen Mann mit außerordentlicher Zuvorkommenheit auf; sie behandelt ihn

schon als den zukünftigen Gemahl ihrer Mündel, obwohl er von dieser noch keinen befriedigenden Ausspruch erringen konnte.

An Gelegenheit, seine Leidenschaft zu gestehen, hat es dem schönen Saint=Estève wahrlich nicht gefehlt, da er Emma häufig im Garten findet, während die Dame mit der gewaltigen Nase sich im Salon aufhält.

Dieser Herr nähert sich dann, mit Madame Sarget's Erlaubniß, dem jungen Mädchen, das sich mit der Wartung ihrer Blumen beschäftigt und mit sehr deutlichem Ausdrucke ein Schmollmäulchen macht, wenn sie den jungen Herrn erblickt, der sie in ihrer Lieblingsbeschäftigung stört.

Herr Saint=Estève, der sieht, daß Emma sich einen Strauß windet, fängt, sobald er nahe genug ist, um von ihr verstanden zu werden, zu singen an:

»Wo ist's besser, als im Schooße seiner Familie!«

Das junge Mädchen erhebt den Kopf, sieht den Herrn mit beinahe beleidigendem Blicke an und sagt:

»Was soll das heißen, mein Herr?«

»Wie, mein Fräulein, Sie fragen mich, was das heißen soll? Ich dächte doch, das sei klar wie der Tag.«

»Was ist klar wie der Tag?«

»Dieses Citat — aus einer bekannten Composition.« Und Herr Saint=Estève fängt neuerdings an:

»Wo ist's besser, als im Schooße seiner Familie!«

»Ich danke, mein Herr. — Es ist aber ganz unnöthig, daß Sie sich so bemühen und singen.«

»Nun, mein Fräulein, ich finde Sie inmitten von Blumen — Sie sind auch eine Blume, folglich sind Sie »im Schooße Ihrer Familie« — das ist doch klar.«

»Ja — wenn man die Erklärung gehört hat.«

*

»Hm — weil die Bescheidenheit Ihnen verbietet, sich unter die Blumen zu zählen — und doch sind Sie die schönste, die herrlichste von allen.«

»O, mein Herr, wenn Sie wüßten wie diese Complimente mir unausstehlich sind, so würden Sie sie sich und — mir ersparen.«

»Aber ich mache Ihnen ja keine Complimente — ich spreche nur die reine Wahrheit!«

»Mein Cousin Felix sagt mir nie Schmeicheleien — aber ich liebe seine Gesellschaft darum auch sehr!«

Herr Saint-Estève beißt sich aus Verdruß in die Lippen, wenn ihm Emma von ihrem Cousin Felix spricht. Er ruft aus:

»Bitte, mein Fräulein, ich wünsche in keinerlei Weise mit diesem Herrn verglichen zu werden. — Er ist gewiß viel geistreicher als ich —«

»O, mein Cousin prahlt nicht mit seinem Geiste!«

»Aber ich bin überzeugt, daß er Sie nicht mit derselben Aufrichtigkeit liebt wie ich! — Mit jener Uneigennützigkeit, die mich Sie allen andern Frauen der Welt vorziehen ließe, auch wenn Sie arm — nur eine einfache Handarbeiterin wären, die sich ihr Brod mit der Nadel verdienen muß!«

»So — Sie würden mich heiraten, wenn ich nur eine arme Handarbeiterin wäre? — O — davon glaube ich kein Wort, mein Herr!«

»O — ich würde mich dann sogar noch glücklicher fühlen, reizende Emma, damit Sie wieder sehen, daß ich Sie nur um Ihrer selbst willen liebe — und ich, im Besitze eines Vermögens, könnte es zu Ihren Füßen legen, es

mit Ihnen theilen! — Ich wiederhole es Ihnen, — ich würde glücklich sein, wenn Sie arm wären!

»Es liegt Ihnen also nichts am Gelde?«

»Pfui! — Was ist Geld im Vergleich mit Liebe! — Ein elendes Metall, das nur zu oft dazu dient, die Laster und bösen Leidenschaften zu befriedigen. — Ein liebevoller Blick von der, die wir lieben, ist der größte Schatz!«

Madame Sarget, die ihren Salon verlassen hat, um sich zu den jungen Leuten zu gesellen, hört die letzten Worte und ruft aus:

»O — das sind die wahren Gefühle eines Liebenden! — Verachtung aller irdischen Güter! — Ich will gewiß nicht sagen, daß man dem Gelde opfern soll — aber es schadet dem Glücke nichts, sondern trägt im Gegentheile zu dessen Vermehrung bei! — Die Liebe ist recht schön, recht gut — aber das genügt nicht. — Mit Liebe kauft man weder Cachemirs noch Spitzen für seine Frau!«

»Gott sei Dank, Madame Sarget, ich bin reich genug, um die Wünsche einer Dame, wie das Fräulein ist, erfüllen zu können. — Wäre sie arm, so würde ich mich noch beglückter fühlen in dem Gedanken, ihre einzige Stütze zu sein!«

»All das beweist Ihre Uneigennützigkeit, junger Mann, an der ich, meinestheils, nie gezweifelt habe. Sie lieben Emma ihrer selbst willen — das ist sehr schön — aber — so leid es mir thut — Sie müssen sich daran gewöhnen, daß sie reich ist! — Sehr reich sogar — viel reicher, als Sie glauben!«

»Wie, Madame?«

»Ja, ja — das ist eine Ueberraschung, die wir ihrem

künftigen Gemal aufheben. — Machen Sie Ihre Sachen so, daß Fräulein Emma sich dazu entschließt Ihre Hand anzunehmen, und — Sie werden sehen!«

»Hören Sie, mein Fräulein? — Wollen Sie noch immer so grausam sein?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, mein Herr, daß ich noch zu jung bin, und nicht wünsche mich jetzt schon zu verheiraten.«

Saint-Estève verbeugt sich und geht mit tragischer Miene. — Madame Sarget, die ihn begleitet, sagt:

»Geduld, Geduld! — Ein junges Mädchen sagt heute: Nein! — und morgen: Ja!«

Achtzehntes Capitel.

Das Spiel.

Am Morgen nach diesem Gespräche mit Herrn Saint-Estève sagt Emma beim Frühstück zu Madame Sarget:

»Warum, Madame Sarget, haben Sie Herrn Saint-Estève gestern erzählt, daß ich viel reicher sein werde, als man glaubt?«

»Nun, meine liebe, kleine Freundin, weil das gewiß der Fall sein wird. Haben Sie denn vergessen, wozu Ihr Bruder Victorien vor drei Monaten hierherkam?«

»Er kam hierher, um mich zu bitten, ihm hundertdreißigtausend Francs zu einer großartigen Handelsspeculation zu leihen, die einen bedeutenden Gewinn abwerfen sollte. — Ich sagte mir, ich müsse in meinen Bruder Vertrauen setzen, und ich gab ihm einen Bon für meinen Notar, der ihm die Summe wohl eingehändigt haben wird.«

»Und Sie haben wohl daran gethan. Victorien ist ein Bursche voll Verstand und Klugheit, der immer nur dem Einen Gedanken nachjagt, ein enormes Vermögen zu erwerben. Und es wird ihm gelingen. Sie werden glauben, daß er nicht für sich allein arbeitet, sondern auch für Sie. Er sagte mir ja: »Ich will die Capitalien meiner Schwester verdoppeln.« — Das ist doch hübsch, will ich meinen?«

»Was hat er denn aber mit seinem Capitale angefangen?«

»Er hatte es zu einem anderen Geschäfte verwendet, und konnte es da nicht wieder wegnehmen, verstehen Sie?«

»Nicht ganz, ich verstehe sehr wenig von Geschäften; übrigens setze ich unbedingtes Vertrauen in meinen Bruder, nur ist mir eben nichts daran gelegen, mein Vermögen zu vermehren.«

»Da haben Sie Unrecht. Ich hätte gar nichts dagegen, auch mein Vermögen durch sichere Speculationen zu verdoppeln, und da Victorien mir versichert hat, daß er keine anderen mache, so habe auch ich ihm Alles gegeben, was ich besitze, mein ursprüngliches Vermögen und die Summe, die mir Ihr Vater hinterlassen hat.«

»Wie, Madame Sarget, Sie haben meinem Bruder Ihr ganzes Vermögen gegeben?«

»Ja, mein Kind. Hören Sie, in meinem Alter verachtet man den Reichthum nicht; man liebt es, sich tausenderlei kleine Annehmlichkeiten zu verschaffen, man verhätschelt sich, man wird träge, unthätig, oder besser gesagt, man verliert jene Kraft und Behendigkeit, die uns erlaubt, uns selbst zu bedienen, und uns nicht in die Nothwendigkeit

versetzt, jeden Augenblick die Hilfeleistungen Anderer in Anspruch nehmen zu müssen.«

Victoriens Ankunft unterbrach dieses Gespräch.

Dieser junge Mann hat es gemacht wie seine Brüder, er hat in den sechzehn Monaten, die seit seines Vaters Hinscheiden ungefähr verflossen sind, sehr gealtert. Die Veränderung jedoch, die in seinen Zügen vorgegangen ist, zeigt nicht von dem übermäßigen Genusse der irdischen Vergnügungen. Der fieberhafte Ausdruck eines stets arbeitenden Geistes spiegelt sich auf seinem Gesichte, spricht aus seinen Augen, ist in allen seinen Manieren zu erkennen, die jene eines zerstreuten Menschen sind, eines Menschen, der Einem kaum zuhört, wenn man spricht, weil seine Nerven stets von Schicksalschlägen und Ereignissen, die er verheimlichen muß, in Aufregung und höchst gereiztem Zustande sind.

Die alte Dame sowohl, wie das junge Mädchen, haben einen Freudenschrei ausgestoßen, als sie Victorien erblicken.

»Ah — da ist mein Bruder!«

»Ah — da ist der liebe Victorien — Wir haben eben von Ihnen gesprochen, mein Freund —«

»Guten Morgen, Madame Sarget — guten Morgen, Emma!«

»Nun — bekomm' ich keinen Kuß, Bruder? — Ei siehe! — er hat gar nicht daran gedacht!«

»Sie kommen, um mit uns zu frühstücken, Victorien, das ist hübsch.«

»Nein, nein, Madame. Ich — ich habe schon gefrühstückt. O — ich halte diese Mahlzeit lange nicht so spät wie Sie!«

»Wir, mein Bruder, wir sind ein bischen faul. — Du weißt ja — nichts drängt uns —«

»Das ist richtig. — Ich aber habe so viele Geschäfte im Zug — so viele Briefe zu schreiben. — Ich stehe sehr früh auf.«

»Mein lieber Victorien — es ist gewiß sehr schön, sehr lobenswerth, die Arbeit zu lieben — aber man darf sich auch nicht zu übermäßig anstrengen! — Ich finde Sie sehr bleich — erschöpft aussehend.«

»Und mit eingefallenen Augen! — Warum haben deine Augen solche Ringe, Bruder?«

»Warum? — Sie ist merkwürdig, diese kleine Emma! Weil ich einige Nächte verbracht habe — mit Schreiben —«

»Sie sehen, mein Freund, ich hatte Recht zu sagen, daß Sie zu viel arbeiten — Ihre Gesundheit wird und muß darunter leiden!«

Victorin geht in höchster Aufregung im Zimmer hin und wieder und murmelt:

»Meine Gesundheit! — Meine Gesundheit ist ganz gut — die beunruhigt mich nicht!«

»Beunruhigt Dich etwas — Bruder?«

»Mich? — Nein — nichts — im Gegentheile —«

»Hast Du Félicien und Adolph gesehen?«

»Nein, meiner Treu, ich hatte keine Zeit!«

»Und Sie bringen uns Geld — viel Geld, Victorien, nicht wahr?«

Der junge Mann beißt sich in die Lippen, um eine Grimasse zu verbergen und erwiedert:

»Nein, Madame Sarget, nein — ich bringe Ihnen kein Geld. — O derlei großartige Geschäfte wickeln sich nicht

so schnell ab — Aber, seien Sie ruhig — es kann Ihnen nicht entgehen!«

»O, ich bin ganz ruhig, mein Freund. — Ich weiß ja, daß Sie ein kluger, umsichtiger Junge sind — Sie wagen Ihr Vermögen nicht an der Börse!«

»Ich werde mich wohl hüten! — Ich warte, bis ein gutes Geschäft zu machen ist, und ergreife dann den Augenblick, um es mir nicht entwischen zu lassen. — Zum Beispiel jetzt wäre die beste Gelegenheit, eine Operation zu machen, die mindestens dreißigtausend Francs einbringen müßte — vielleicht das Doppelte! — Allein ich bedarf zum Angriffe dieses Geschäftes augenblicklich hunderttausend Francs — und ich bin gekommen, meine Schwester Emma darum zu bitten.«

Emma sieht sehr verwundert d'rein und ruft aus!

»Hunderttausend Francs! — Ich habe Dir schon hundertdreißigtausend Francs geliehen! — Was hast Du damit angefangen?«

»Was ich damit angefangen habe? Zum Teufel, ich habe sie zu einer anderen trefflichen Operation angelegt, wodurch Du sehr viel verdienen wirst! — Aber ich kann sie doch jetzt nicht dort wegnehmen und wieder dahinein stecken! — Darum bitte ich Dich heute noch um hunderttausend Francs zu einer andern unfehlbaren Speculation, die sich entgehen zu lassen unverantwortlich wäre! — Das ist doch klar, will ich meinen — nicht wahr, Madame Sarget?«

»O gewiß, mein Freund, gewiß! Ich verstehe viel mehr von dem Gang der Geschäfe als Emma!«

»Sie glauben also, Madame, daß ich gut daran thun würde, meinem Bruder auch diese hunderttausend Francs zu leihen?«

»Sicherlich, meine gute, kleine Freundin, da er es zu einer wichtigen Speculation braucht, die er sich um keinen Preis entgehen lassen will!«

»Ich meine nur, weil — weil mir gar nichts mehr bleibt — erst mußte ich schon alle Testamentskosten und Erbsteuern allein bezahlen — meine Brüder sagten, sie würden es mir zurückgeben — aber —«

»Sei doch ruhig, ich bitte Dich. Man wird Dir deine Erbschaftssteuern schon bezahlen, mein Kind! Deine hunderttausend Francs sind bei einem Bankier, glaub' ich?«

»Ja, ich bekomme fünf Procente von ihm.«

»Fünf Procent! Das ist erbärmlich wenig. Ich will, daß diese hunderttausend Francs Dir wenigstens zehn oder zwölf Procent eintragen.«

»Und meine Fonds, lieber Herr Victorien?«

»Mit Ihren Fonds, verehrte Frau, wird es ganz ebenso sein wie mit denen meiner Schwester, ganz ebenso, mein Wort darauf! — So, Emma, unterzeichne dieses Papier, das ich schon bereit gehalten, schreibe nur da unten hin: Einverstanden, Emma Monlaurent.«

Das junge Mädchen unterzeichnet mit sichtlichem Widerstreben, dann gibt es das Papier seinem Bruder und sagt:

»Jetzt bleibt uns aber nur mehr sehr wenig Geld im Hause, nicht wahr, Madame Sarget?«

»Ja, das ist wahr — und im künftigen Monat ist die Miethe zu erlegen — siebenhundert Francs — unsere Cassa reicht nicht —«

»O, seien Sie ruhig. Ich werde Ihnen vor oder spätestens Ende des Monats Geld bringen —«

»Du wirst nicht auf uns vergessen, Bruder?«

»Gewiß nicht! — Nun, lebe wohl, ich eile zu deinem Bankier, das Geld zu holen; ich habe keine Zeit zu verlieren, denn ich will mein neues Geschäft noch heute beginnen. Auf Wiedersehen, Madame Sarget, guten Tag, Emma —«

»Vergiß nicht an uns, Bruder, am Ende des Monats also!«

Victorien antwortet nicht mehr, er ist schon die Treppe unten, steigt in sein Cabriolet und läßt sich zu dem Banquier fahren, bei dem das letzte Vermögen seiner Schwester liegt. Er mußte einige Zeit warten, weil der Bankier eben eine wichtige Geschäftssache abzumachen hatte; endlich war die Sitzung zu Ende und er erhält für diese hunderttausend Francs eine Anweisung auf die Bank, wo er wieder eine geraume Zeit warten muß. Als er seine Fonds endlich in Händen hält, ist die Stunde der Börse vorüber, und da war es, wo der jüngste Sohn des Herrn Monlaurent seine sogenannten unfehlbaren Operationen machte, die schon sein eigenes ganzes Vermögen, einen Theil desjenigen seiner Schwester und alle anderen ihm geliehenen Summen verschlungen hatte.

Victorien geht höchst enttäuscht vor der Börse auf und nieder. Ein schöner junger Mann, sehr elegant, nach der letzten Mode gekleidet, das Monokle im Auge, tritt ihm entgegen und sagt:

»Was machst Du da, mein Lieber, mit einer so gelangweilten Miene, als hätte man Dir so eben ein sechsactiges Drama vorgelesen?«

»Ah, Du bist es, Roseville! Ich bin ärgerlich, sehr ärgerlich. Ich habe hunderttausend Francs zu meiner Disposition, ich wollte mich auf der Börse, auf der ich bis-

her nicht glücklich gewesen bin, revanchiren, ich wäre in die hausse gegangen. Ich war überzeugt, die Papiere müssen heute steigen und so war es auch, ja sie sind sogar bedeutend gestiegen, aber ich kam zu spät, die Börse war schon geschlossen.«

»Mein Guter, wenn es etwas gibt, was mir unbegreiflich ist, so ist es deine Vorliebe zum Börsespiel, wo man das Ende des Monats abwarten muß, um zu wissen, ob man gewonnen oder verloren hat. Ich liebe, mein Schicksal schnell entschieden zu haben. Sprich mir von Landsknecht, Bacarat, ja sogar von Ecarté, kurz von diesen Spielen, in denen man an einem Abende sein Capital verdoppeln, ja verdreifachen kann, das sind amüsante Spiele! Das hält Einen in Athem, regt Einen auf, läßt uns in einer Minute zwischen Furcht und Hoffnung balanciren —«

»Nun ja, aber was kann man an einem solchen Abende gewinnen? Einige Tausendfrancsbillets. Ich wenigstens habe noch nie einen Spieler getroffen, der mehr auf's Spiel setzen wollte und mich gelüstet es wahrlich nicht nach einem so elenden Gewinn.«

»Ich versichere Dir, daß es Gesellschaften gibt, wo man enorme Summen gewinnen oder verlieren kann. Du bist eben in kein bedeutendes Haus eingeführt worden. Ich besuche heute eine Gesellschaft, die sehr glänzend sein wird, in Männern das Feinste, was es gibt, die Damen, nun, die sind ein bischen gemischt, aber was kümmert uns das! Im Gegentheil, dadurch wird die Geschichte noch amüsanter. — Komm' nur, ich will Dich einführen.«

»Und man spielt dort um Bedeutendes?«

»Ich bürge Dir dafür! Es kommen mit Gold bespickte Fremde hin. — Russische Fürsten — echte Russen — die hundert-, zweimalhunderttausend Gulden verlieren, ohne mit den Wimpern zu zucken; Amerikaner, die im Stande sind, die ganze Nacht am Spieltische zuzubringen; Engländer, Spanier, die aus Californien zurückkommen und nicht wissen, was sie mit ihren Goldbarren anfangen sollen — sogar Chinesen gibt es, die auch mit Leidenschaft spielen!«

»Du vergissest auf die Griechen!«

»O nein — solche Griechen, wie Du da meinst, gibt es dort nicht! Madame Dalvimare ist sehr gewissenhaft und strenge in der Wahl ihrer Gäste und empfängt keine Spieler von zweifelhaftem Rufe.«

»Und doch willst Du mich heute einführen — mich, den diese Dame gar nicht kennt?«

»Aber sie kennt mich! Und sie weiß wohl, daß ich keinen unverläßlichen Spieler vorstellen werde! — Nun, willst Du heute kommen?«

»Meiner Treu, ja! — führe mich zu deiner Madame Dalvimare — es soll mich freuen, mit diesen goldbespickten Ausländern zu spielen.«

»Gut — wir wollen mit einander diniren und uns dann in ein reizendes kleines Hotel in der Rue de Ponthieu fahren lassen. O, Du wirst sehen — Alles: Teppiche — Spiegel — Blumen — Vergoldungen — kurz, ganz außerordentlich nobel, chic!«

Die jungen Leute gehen auf den Boulevard des Italiens, um eine Cigarre zu rauchen, und von da in das Maison Dorée. Victorien ißt wenig; die Spieler haben gewöhnlich keinen Appetit, ihre herrschende Leidenschaft verzehrt alle

anderen in ihnen; sie kennen die Liebe nicht, sie sind unempfindlich für das Lächeln einer jungen hübschen Frau, für die Tafelfreuden, für die Vergnügungen des Theaters. Das interessanteste, vortrefflichst dargestellte Stück läßt sie kalt, ja sie hören oft gar nicht darauf, sondern sind ganz mit ihrem Pique-Aß oder der Herz-Dame beschäftigt.

Roseville, der ein weniger leidenschaftlicher Spieler ist als Victorien, erzählt diesem von seinen Liebschaften und Eroberungen. Der junge Monlaurent denkt an die großen Summen, die er schon verloren hat, ist aber überzeugt, daß das Glück nicht immer gegen ihn sein kann und auch ihm einmal lächeln muß. Er kann es nicht erwarten, zu Madame Dalvimare zu kommen und sein Freund muß endlich sagen:

„Geduld, mein Lieber, wir können erst um halb zehn Uhr, frühestens, hingehen; man würde glauben, wir kommen aus der Provinz — übrigens kommen die großen Spieler erst nach zehn Uhr.“

Endlich war der Augenblick herangekommen, wo man sich in die Rue de Ponthieu begeben konnte. Die zwei Freunde fahren hin und Victorien überzeugt sich, daß Roseville ihm nicht zu viel gesagt hat.

Alles bei Madame Dalvimare war elegant und glänzend. Die prachtvoll möblirten Salons sind blendend erleuchtet; die Damen sind in größter Balltoilette und beinahe durchgehends hübsch; sie gehen gerne auf ein Gespräch ein und lächeln den Fremden zuthunlich entgegen. Aber all das prallt an Victoriens Brust ab; — er sucht nichts, hat für nichts Augen, als für den grünen Tisch.

Noch sind nur einige kleine Ecartépartien im Gange, die großen Spieler sind noch nicht da.

Um die Zeit auszufüllen, stellt sich Victorien an einen Tisch, an welchem mehrere Damen Chemin de fer spielen. Man setzt nur Gold, aber er hat es doch ermöglicht, einige Tausendfrancs-Banknoten zu verlieren; die Damen werfen ihm auch sehr ausdruckvolle Blicke zu und wetteifern in Zuvorkommenheit, man neigt sich über seine Schulter, man stützt sich auf seinen Arm, man flüstert ihm jene halben Worte zu, die mehr sagen als lange Sätze — man reizt seine Eitelkeit, indem man sagt:

»Halten Sie das noch?«

»Und das?«

»Ich halte Alles!« ruft Victorien, dem die Einsätze nie hoch genug sind, und der es trotzdem „so weit bringt, zehn Banknoten zu tausend Francs in den Händen der Damen zu lassen, welche dann die Partie aufgegeben, indem sie ausrufen:

»Nun wollen wir tanzen.«

»Ah, das ist schön!« denkt Victorien; »sie geben die Partie auf, jetzt wo die Chancen für mich sind. Warum bin ich auch so dumm mit Weibern zu spielen! — Als ob man mit ihnen je etwas gewinnen würde! — Nun, ich will hoffen, daß die großen Spieler endlich kommen werden.«

Die Fremden kommen nun auch wirklich, und bald sind bedeutende Spiele im Zug.

Victorien mustert erst eine Weile die verschiedenen Persönlichkeiten, die sich an die grünen Tische setzen; da beginnt ein vornehmer Russe ein Landsknecht und legt drei Banknoten zu tausend Francs in die Cassa. Drei Spieler halten die Summe, der Bankier gewinnt und sagt:

»Hier sind sechstausend Francs, meine Herren!«

»Banco!« ruft Victorien, sich dem Landsknechttische nähernd, auf den er sechs Billets zu tausend Francs legt.

Man beeilt sich, dem jungen Manne, der sich so vortheilhaft ankündigt, Platz zu machen. Der Russe zieht die Karten ab und gewinnt. Dann sagt er mit derselben eisigen Ruhe wie früher:

»Hier sind zwölftausend Francs, meine Herren!«

»Banco!« sagt Victorien, die Banknoten auf den Teppich legend.

Der Bankier zieht zwei Aß ab. Er beginnt im selben Tone die alte Phrase, in der nur die Ziffer eine Veränderung erlitten hat:

»Hier sind vierundzwanzigtausend Francs, meine Herren!«

»Banco!« wiederholt Victorien, dessen Stimme zum Verräther seiner inneren Aufregung wird, obwohl er das Möglichste aufbietet, sich zu beherrschen.

Diesmal ist die Partie so interessant geworden, daß viele Personen ihren Platz verlassen, und sich um den Spieltisch gruppiren.

Der Russe schlägt die Karten um und gewinnt abermals. Er häuft die Banknoten vor sich auf und ruft:

»Hier sind achtundvierzigtausend Francs, meine Herren ist es jedoch zu viel, so will ich einen Theil zurückziehen.«

»Nein, nein, ich halte sie. — Banco für die achtundvierzigtausend Francs!« sagt Victorien mit bebender Stimme, die ganze Summe auf den Tisch ausbreitend, die ihm noch übrig blieb und gerade achtundvierzigtausend Francs ausmachte.

»Ah, bravo, mein Herr, Sie spielen schön!« sagt der

vornehme Russe, seinem Gegner zulächelnd, »ich liebe es meine Partie mit Männern zu machen, die so große Einsätze halten, wie Sie.«

Victorien erwiedert nichts, er wartet mit Angst auf das Umschlagen der Karten. — Jedermann im Salon scheint seine Ungeduld zu theilen, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Wünsche aller Anwesenden auf der Seite des jungen Mannes sind, der gegen einen Menschen spielt, für den der Gewinn ganz nutzlos ist.

Tiefste athemlose Stille herrscht. Der Bankier zieht die Karten ab — es sind zwei Damen. Victorien hat auch diesmal verloren.

»Hier sind sechsundneunzigtausend Francs, meine Herren?« ruft der Russe mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit.

Aber Niemand antwortet. Victorien hat sich von dem Tische entfernt, er kann nicht mehr spielen, er besitzt nichts mehr.

Er hat neunzigtausend Francs in Landsknecht und zehntausend Francs im Chemin de fer verloren, was die hunderttausend Francs seiner Schwester verschlungen hat.

Er verläßt den Saal mit gesenktem Kopfe, funkelnden Augen, wilder Miene. Im Freien angekommen gibt er sich ganz seiner Wuth hin, rauft sich die Haare aus, verflucht das böse Schicksal, das ihn verfolgt, und ruft jammernd aus: »Nichts mehr! Nichts!«

Man glaube aber nicht, daß er in diesem schweren Augenblicke an seine Schwester denkt, die er zu Grunde gerichtet hat; an Madame Sarget, die er dem Elende in die Arme schleudert; an seinen Bruder Adolph und an Andere, denen er größere oder kleinere Summen schuldet.

O nein, ein einziger Gedanke beschäftigt ihn, der: wo er neue Summen auftreiben kann, um auf's Neue zu spielen.

Neunzehntes Capitel.

Es kommt auf.

Das Ende des Monates war herangekommen, und Victorien war auf dem Boulevard Malesherbe nicht wieder erschienen.

Emma war besorgt, wagte aber nicht es ihre Vormünderin zu sehr merken zu lassen, da sie immer sagte:

»Victorien wird heute kommen — gewiß er wird kommen — er weiß ja, daß wir bald im Trockenen sitzen werden. — O, seine vielen Geschäfte sind es allein, die ihn abhalten. — Ich bin überzeugt, es ist nicht seine Schuld, daß er noch nicht bei uns war!«

»Sie wissen, Madame, daß ich nur noch fünfhundert Francs in meinem Secretär habe. Ich ließ dieses Haus sehr elegant möbliren, das hat mich sehr viel gekostet.«

»Ich weiß es, mein Kind, ich habe ja die Rechnung des Tapezierers gesehen. Sie sind reich genug, um sich nach der Mode zu möbliren, darum handelt es sich gar nicht, ich habe noch gegen vierhundert Francs im Vorrath.«

»Aber am Fünfzehnten müssen wir siebenhundert Francs für die Miethe ausbezahlen — und man gibt doch täglich Geld aus.«

»Gewiß! — Aber Victorien wird uns nicht in Verlegenheit setzen — er wird kommen.«

*

Anstatt Victorien stellte sich Saint-Estève den Damen vor, küßt Madame Sarget die Hand, und entschuldigt sich, daß er mehrere Tage nicht gekommen war. Allein eine alte kranke Tante, die er beerben soll, hat ihn abgehalten, und obwohl er das Geld verachtet, hielt er es doch für seine Pflicht, dieser Tante Gesellschaft zu leisten, die sehr reich ist und ihn sehr liebt.

Emma hört Alles mit der größten Gleichgiltigkeit von der Welt an; Madame Sarget jedoch beeilt sich zu erwiedern:

»Es ist sehr gut, daß Sie gekommen sind, mein lieber Herr Saint-Estève, denn Sie können uns einen großen Dienst erweisen.«

»Einen Dienst, Madame? O, es macht mich zu glücklich, daß Sie mir eine Gelegenheit verschaffen, Ihnen beweisen zu können, wie groß mein Eifer ist, Ihnen angenehm zu sein. Verfügen Sie frei über mich! Ein, zwei, drei Dienste — so viel Sie wollen — ich bin zu Allem bereit!«

»Mein lieber Herr Saint-Estève,« fährt die alte Dame lachend fort, »denken Sie, daß Sie hier zwei Personen vor sich haben, die ohne Sou sind, oder beinahe so, denn sie haben knapp, was sie für die kommende Miethe brauchen!«

Der junge Mann reißt die Augen gewaltig auf, dann aber fängt er auch zu lachen an und sagt:

»O, das ist ein guter Scherz! Ich weiß schon was dahinter steckt! — Sie haben den Schlüssel zu Ihrem Secretär verloren, oder von Ihrer Cassa, oder Sie haben ein geheimes Fach, das Sie jetzt nicht öffnen können und da soll ich es versuchen.«

»Nein, so ist die Sache nicht! Wir können unseren Secretär allein öffnen. Aber ich scherze nicht, wenn ich Ihnen sage, daß wir fast ohne Sou sind. Glücklicherweise macht uns das keine Sorge, es handelt sich nur um einige Tage, Sie müssen wissen, daß wir alle unsere Fonds Victorien Monlaurent anvertraut haben, einem Bruder von Fräulein Emma. Ein Bursche voll Verstand und Ordnungsliebe, der Tag und Nacht arbeitet, weil er Millionär werden will, und er wird es auch! Er wird das Vermögen seiner Schwester verdoppeln und auch meine kleine Habe.«

Saint-Estève, der sehr ernst geworden ist, unterbrach die alte Dame:

»Sie haben diesem Herrn Fonds anvertraut, aber ich will doch hoffen, daß das Fräulein ihm nicht sein ganzes Vermögen übergeben hat?«

»Entschuldigen Sie, mein Herr, wir haben Victorien Alles gegeben, was wir besitzen. Emma wollte es zwar nicht, sie meint reich genug zu sein. Aber ich sagte ihr: Mein liebes Kind, man ist nie zu reich. Derjenige, der Dich einst heiratet, wird meine Ansicht theilen!«

»Das Fräulein hat also Ihre Fonds von dem Notar und dem Bankier, bei denen sie, so viel ich weiß, angelegt waren, weggenommen?«

»Ja, das habe ich gethan, mein Herr. Meine Vormünderin hat mir dazu gerathen, und mein Bruder bat mich so sehr.«

»Aber — was macht Ihr Herr Bruder denn? Welche Stellung nimmt er in der Welt ein?«

»Mein Gott, davon weiß ich nichts, mein Herr!«

»Victorien!« nahm Madame Sarget das Wort, »macht große Speculationen, Handelsoperationen. O. seien Sie unbesorgt, er ist ein viel zu kluger Bursche, um das Vermögen seiner Schwester auf's Spiel zu setzen. Er kann uns jeden Augenblick unser Geld bringen. Einstweilen aber glaub' ich wird es Ihnen nicht unbequem sein, uns ein Tausendfrancsbillet zu leihen, nur für einige Tage. Ja, wir können es Ihnen vielleicht schon morgen zurückgeben, darum bitte ich Sie so ohne alle Umstände um diese kleine Gefälligkeit!«

Das Gesicht Saint-Estèven's hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen, seine Züge haben sich in die Länge gezogen, die liebenswürdige Miene, das anmuthige Lächeln sind verschwunden, und Unruhe und Verlegenheit an ihre Stelle getreten.

Er stottert mit wirrer Stimme:

»O, diese tausend Francs, die Sie benöthigen — o, sie geniren mich gar nicht, gewiß nicht; aber ich habe sie nicht bei mir. Ich will sie holen gehen. Ich habe mein Cabriolet unten, ich bin bald wieder bei Ihnen.«

»O, kommen Sie erst morgen, wenn Sie heute keine Zeit mehr haben sollten.«

»Aber wo wohnt Ihr Bruder Victorien Monlaurent, ich könnte im Vorübergehen hinaufsehen, nur um ihn daran zu erinnern, daß Sie ihn erwarten.«

»O ja, mein Herr, das wäre sehr liebenswürdig von Ihnen. Mein Bruder wohnt Rue Saint-Georges, 27.«

»Gut, ich werde ihn aufsuchen.«

»Nun, wenn er keine Zeit hat, zu uns zu kommen, so

soll er Ihnen unser Geld übergeben, da ersparen Sie, uns diese Summe vorzustrecken —«

»O Madame, es soll mich glücklich machen. — Aber ich will keine Zeit verlieren, ich eile, Ihre Aufträge zu vollziehen. Auf Wiedersehen, meine Damen.«

»Ja, auf baldiges Wiedersehen.«

Der schöne Herr, der solche Eile zu haben schien, fortzukommen, hat seinen Hut genommen und zieht sich so schnell zurück, daß er in seinem Rückzuge einen Stuhl umwirft, um die Thür nur schnell genug zu erreichen, worüber Emma ein helles Gelächter anstimmt und sagt:

»Mein Gott, haben Sie gesehen, welche Eile Herr Saint-Estève hatte, fortzukommen? Es fehlte nicht mehr viel, so hätte er auch das Spiegeltischchen umgeworfen.«

»Das ist ein Zeichen seines Eifers, uns dienen zu können. Wir müssen ihm dafür erkenntlich sein.«

»Ich weiß nicht, ob es dieser Eifer war, der seinen Gesichtszügen plötzlich einen so ganz anderen Ausdruck verliehen. Aber als er erfuhr, daß ich meinem Bruder Victorien mein ganzes Vermögen anvertraut hatte, machte er eine höchst drollige Miene; ich dachte wirklich, er würde zu weinen anfangen.«

»O Emma, Sie lieben diesen jungen Mann nicht, Sie sind undankbar. Wünscht er nicht, daß Sie arm wären, nur um Ihnen sein Vermögen zu Füßen legen zu können?«

»Wer weiß? Vielleicht bietet sich ihm diese Gelegenheit bald.«

»Was Sie da sagen, ist recht lächerlich. — Vielleicht verdächtigen Sie jetzt gar Ihren Bruder?«

»Gott verhüte es! Aber ich war ganz zufrieden mit dem, was ich besaß, und sehnte mich nicht nach mehr Reichthum. Ich bin nicht ehrgeizig.«

»Das ist ganz gut, mein Fräulein, aber in Ihrem Alter läßt man sich von Personen leiten, die mehr Lebenserfahrungen haben!«

»Das habe ich ja auch gethan, Madame Sarget.«

Der Tag vergeht jedoch, ohne daß sich Herr Saint-Estève bei den Damen sehen läßt. Emma sagt nichts darüber, ist aber innerlich höchst erfreut, daß dieser Herr so wenig Zuvorkommenheit an den Tag legt, ihnen nützlich zu sein.«

Madame Sarget kann sich endlich selbst nicht enthalten von Zeit zu Zeit zu murmeln:

»Es ist doch höchst sonderbar, daß Herr Saint-Estève nicht wiederkehrt. Aber diese jungen Leute! Er wird guten Freunden begegnet sein. Sie haben ihn aufgehalten, mit sich geschleppt, oder vielleicht hat sich die Krankheit seiner Tante wieder verschlimmert!«

Emma erwiederte keine Sylbe.

Der Abend vergeht, so wie der Tag vergangen ist, und man geht endlich zu Bette ohne Nachrichten, weder von Victorien noch von Herrn Saint-Estève.«

Am nächsten Morgen hat sich der alten Dame eine unbestimmte Unruhe bemächtigt. Sie horcht auf jedes leise Geräusch, immer in der Hoffnung, einer oder der andere der Herren müsse kommen, oder Botschaft senden; aber Niemand kommt, und als es zwölf Uhr schlägt, kann Emma sich der Aeußerung nicht enthalten:

»Finden Sie nun noch, Madame Sarget, daß Herr

Saint-Estève sich so sehr beeilt, uns aus der Verlegenheit zu helfen? Ich glaube, dieser junge uneigennützige Mann denkt nicht im Entferntesten daran, Ihnen die tausend Francs zu leihen.«

»Ich begreife es nicht, es muß ihm irgend etwas zugestoßen sein. Und Victorien, der nichts von sich hören läßt, er ist gewiß auch krank.«

»Und in drei Tagen ist schon der Fünfzehnte. Wir pflegen nicht mit unserer Miethe im Rückstande zu sein; was würde man denken!«

»Mein liebes Kind, ich werde einen Wagen nehmen und mich zu Victorien fahren lassen, denn wir müssen nun endlich erfahren, was das Alles zu bedeuten hat. Ich werde ihn tüchtig ausschelten, weil er so auf uns vergaß.«

»Ja, ja, Madame, bitte, gehen Sie zu meinem Bruder, und sollten Sie ihn nicht zu Hause finden, so besuchen Sie meine Brüder Félicien oder Adolph. Ich glaube, es ist viel natürlicher und einfacher, sich von ihnen tausend Francs auszuleihen, als von diesem Herrn Saint-Estève, dem irgend wie verbindlich sein zu müssen mir sehr unangenehm wäre.«

»Ja und übrigens, da sich dieser Herr nicht sehen läßt, — O, ich möchte wetten, daß ihm etwas zugestoßen ist —«

Madame Sarget beendet ihre Toilette schnell, sendet den Diener um einen Wagen und sagt im Fortgehen zu Emma:

»Wenn Herr Saint-Estève während meiner Abwesenheit kommen sollte, was leicht der Fall sein kann, so bitten Sie ihn, meine Rückkehr abzuwarten.«

Die alte Dame läßt sich zu Victoriens Wohnung fahren. Sie tritt in das Haus und wendet sich an den Concierge.

»Wohnt hier Herr Victorien Monlaurent, ist er zu Hause?«

Der Concierge verzieht das Gesicht und fängt an roh zu lachen.

»Ah ja, ja wohl! Um den geht es jetzt zu! Aber aufgesessen! Der Vogel ist ausgeflogen.«

»Haben Sie mich nicht verstanden, Concierge? Ich möchte erfahren, ob Herr Victorien Monlaurent zu Hause ist. Wohnt er nicht mehr hier?«

»Zum Henker, ich wäre wirklich in Verlegenheit, wenn ich Ihnen sagen müßte, wo er jetzt aufsitzt, oder wo man ihm jetzt aufsitzt. Aber wenn er noch immer läuft, so muß er schon weit sein.«

»Wenn er noch immer läuft! Er ist also auf der Reise? Erklären Sie sich deutlicher, ich verstehe Sie nicht.«

»Das wird doch leicht zu verstehen sein. Dieser junge Mensch hat allerlei Streiche gemacht, Schulden auf allen Seiten, denn, Gott sei Dank, es kommen genug Gläubiger alle Tage. Nun, und vor drei Wochen ist er verschwunden, ohne einen Kreuzer bezahlt zu haben, er hat sich aus dem Staube gemacht, wie man zu sagen pflegt.«

Madame Sarget wird der Reihe nach weiß, gelb, grün, ihre Nase nimmt gefährliche Dimensionen an; sie ergreift den Arm des Concierge und ruft aus:

»Das ist ja nicht möglich! Sie irren sich, Sie müssen sich irren. Ich spreche ja von Herrn Victorien Monlaurent, einem jungen Mann aus guter, angesehener Familie, ein fleißiger Geschäftsmann, sehr reich —«

»Sehr reich? Ja, man sagt, er soll es gewesen sein, als er hieherzog, aber trotzdem hat er von allem Anfang an Niemanden bezahlt. Er ist dem Tapezierer noch seine Möbel schuldig, dem Hausherrn zwei Zinstermine ohne das laufende Quartal —«

»Und sprechen Sie wirklich von Victorien Monlaurent?«

»Ja, Madame, er wäre ganz hübsch; freilich ein bischen klein, ein bischen mager, ein wenig gelb —«

»Und wissen Sie nicht, wo er jetzt ist? Hat er nicht seine Adresse zurückgelassen?«

»Ja, könnt' ihm einfallen! Er ist abgefahren, ohne etwas zu sagen, um seine Gläubiger von der Spur abzubringen.«

»O mein Gott! O mein Gott! O mein Gott!«

Und Madame Sarget setzt sich wieder in ihren Wagen, während der Concierge in seine Loge zurückgeht und zu sich sagt:

»Es scheint, diese Dame ist mit einer bedeutenden Summe d'rin. Ja, das hat man davon, wenn man den jungen Leuten Geld leiht.«

Emma's Vormünderin will und kann es noch immer nicht glauben, daß dieser Concierge die Wahrheit gesprochen hat und läßt sich zu Féliciens Wohnung führen, in der Hoffnung, von diesem genauere Nachrichten über Victorien zu erhalten und zu erfahren, wo sie ihn finden kann.

»Ist Herr Félicien Monlaurent zu Hause?« fragt sie die Frau des Concierge, die erwiedert:

»Er wohnt nicht mehr hier, Madame; seine jetzige Wohnung ist in der Rue des Martyrs. So, hier haben Sie seine genaue Adresse.«

Madame Sarget nimmt die Adresse und fährt zu Féliciens neuer Wohnung. Sie ist überrascht, ein schmutziges, baufälliges, armselig aussehendes Haus zu finden und richtet ihre Frage an einen alten Concierge von selbem Ansehen wie das Haus:

»Herr Félicien Monlaurent?«

»Herr Félicien! Ah, meiner Seel', Sie treffen es gut. Er ist zu Hause — gewöhnlich ist er es um diese Zeit nicht — da geht er zu seinem dicken Krämer, die Bücher führen, heute aber ist er gar nicht hingegangen, weil er ein bischen unwohl ist. Ich mache ihm Kaiserthee mit Citronen, das ist ausgezeichnet für den Schnupfen und Erkältungen, und der arme Mensch hustet ja, daß mein Azor zu bellen anfängt, wenn ich ihn zum Zusammenräumen mit hinaufnehme.«

Madame Sarget hört, ohne etwas zu verstehen, und sagt endlich:

»Ich glaube, Sie irren sich, und Ihr Miethsherr ist nicht der junge Mann, welchen ich suche. Der, nach dem ich frage, Herr Félicien Monlaurent, ist sehr reich, und führt nicht die Bücher eines Krämers.«

»Nun — mein Miethsherr war sehr wohlhabend, wie er mir selbst gesagt hat, denn er seufzt und jammert den ganzen lieben Tag um sein verschwundenes Vermögen und ruft: »O Weiber — Weiber!« — Unter uns: mir scheint, er hat ein bischen zu viel davon gekostet! — Man muß sie lieben — das ist den Männern ihre Schuldigkeit — und gebührt uns! Aber man darf nicht über die Grenzen des Erlaubten und Natürlichen hinausgehen!«

»Wie sieht denn Ihr Miethsherr aus?«

»Ein Blondin, sehr groß, blaue Augen, jetzt sehr ab-

gemagert — ich glaube, er mag sieben- bis neunundzwanzig Jahre alt sein — «

»Diese Beschreibung trifft ganz gut zu — ist er zu Hause?«

»Ja, Madame, er hustet ja, daß man vom Hören alle Zustände bekommen könnte!«

»Ich will ihn sehen. — Bitte, in welchem Stockwerke?«

»Im fünften — die Thür neben den Cabinets — es riecht jedoch nur bei Regenwetter!«

Madame Sarget steigt nun eine finstere und schmutzige Treppe hinauf, auf deren jeder einzelnen Stufe sie abgleitet; endlich kommt sie oben an, öffnet eine Thür und befindet sich in einem abscheulichen Loch.

Félicien sitzt auf einem elenden Lager. Er ist so furchtbar verändert, daß sie nur mit Mühe seine Züge erkennt.

Der junge Mann aber erkennt sie sogleich und ruft ihr entgegen:

»Ei — Madame Sarget! — Ah — es ist hübsch, daß Sie mich aufsuchen. — Ich wäre schon zu meiner Schwester gekommen, wenn ich nicht das Fieber hätte. — Ich wollte mir Geld von ihr ausleihen. — Aber jetzt können Sie mir welches leihen — das bleibt sich ganz gleich!«

Die alte Dame ist starr vor Staunen; sie betrachtet Félicien und murmelt:

»Wie! — Sind Sie es wirklich, Félicien —? In dieser elenden Kammer. — Warum haben Sie Ihre prachtvolle Wohnung aufgegeben — was hat das zu bedeuten?«

»Das hat zu bedeuten: daß ich nichts mehr habe — daß die Weiber mich gerupft haben! — Und was man total rupfen nennt! — Besonders Anita und Antonia haben

mir den Rest gegeben! — O Anita! — Hum, hum! — Jetzt trinke ich Kraftbrühe — Thee — und habe kaum Kraft mich auf den Beinen zu erhalten!«

»Mein Himmel! ist es denn möglich? Sie, Félicien — Sie, der vor mir die Augen niedergeschlagen hat —«

»Das beweist nichts!«

»Und Ihr Bruder Victorien — was ist es mit ihm? Sehen Sie ihn zuweilen? — Wo ist er? — Ich muß es wissen!«

»Victorien, als ob ich etwas on ihm wüßte! — Was liegt mir an ihm? — Er ist ein Geizhals! — Ich wollte mir Geld von ihm ausleihen und er — er hat es mir rund abgeschlagen! — Er soll zum Teufel gehen! — Aber meine kleine Schwester wird mir welches leihen, nicht wahr, sie wird es, Madame Sarget?«

»Nein, mein Herr, nein — darauf rechnen Sie nur ja nicht! — Geld, um Sie in Ihren Ausschweifungen zu unterstützen! — Niemals! — Und überdies — wenn sie es auch wollte. — O, mein Gott! — Es bleibt uns nur eine Hoffnung mehr! — Leben Sie wohl, Herr Félicien!«

»Wie, Sie verlassen mich so — Madame Sarget? Geben Sie mir wenigstens zehn Francs für die Concierge!«

Aber die alte Dame hörte nichts mehr. Sie steigt schwankenden Fußes die fünf Treppen hinab und geht stumm an der Concierge-Frau vorüber, die ihr zuruft:

»Nun — ist es Ihr Herr?«

Und sie steigt wieder in den Wagen, um zu Adolph Monlaurent zu fahren.

Dieser hat seine Wohnung nicht gewechselt; sie findet ihn

bei Tische zwischen seinen zwei treuen, unzertrennlichen Tafelgenossen, den Herren Flanquette und Goudmann.

Jeder dieser drei Herren ist schon ziemlich betrunken, aber der dicke Adolph ist es am meisten.

Als er Madame Sarget eintreten sieht — die, Dank ihrer Nase — immer sehr leicht erkennbar war — stößt Adolph einen Schrei der Ueberraschnng aus, der seinen beiden Freunden Angst einflößt.

»Madame Sarget! — Welches Glück! — Madame Sarget kommt, um in unserer Gesellschaft zu frühstücken! — Das heiße ich eine Ueberraschung! — Wir haben zwar schon gefrühstückt — aber das hat nichts zu sagen — wir fangen wieder von vorne an! — Wir — wir frühstücken den ganzen Tag, wenn's darauf ankommt! — Jean, einen Teller! — Gläser, mehrere Gläser!«

»Aber nein, mein lieber Herr Adolph, ich komme nicht, um zu frühstücken. — O, ich habe keinen Appetit.«

»Bah, bah! — Sie müssen trinken. — Ich habe Damenweine — und Champagner — und lieben Sie den Champagner?«

»Champagner ist der Wein des schönen Geschlechtes!« murmelt Flanquette, indem er versucht sich aufrecht zu erhalten.

Madame Sarget bemüht sich in diesem aufgedunsenen Herrn mit den Pausbacken, mit der violetten Nase, mit den eingefallenen Augen, die den leeren blöden Ausdruck des Säufers angenommen haben, Adolph zu erkennen.

Dann lenkt sie ihre Blicke auf Flanquette, der sein Möglichstes thut, nicht vom Stuhle zu fallen, und auf den

Lorgnettenverkäufer, der ihr zulächelt und sich unausgesetzt vor ihr verbeugt.

Adolph füllt ein Stingelglas mit Wein, den Jean eben auf den Tisch gesetzt hat, bietet es Madame Sarget an, und die Herren stoßen die Gläser mit zitternden Händen aneinander und lallen:

»Auf das Wohl der Damen!«

»Ah, der Wein ist gut. Ist das rother Champagner?«

»Aber nein, es ist Grenache. Wie — Sie, Herr Goudmann — Sie kennen ihn nicht?«

»Nein, ich habe ihn noch nie getrunken!«

»Nun, und Sie, Madame Sarget? Stoßen Sie doch mit uns an!«

»Nein, ich sage es Ihnen noch einmal, Adolph, ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken!«

»Wozu — alle Teufel — sind Sie denn gekommen?«

»Um Erkundigungen über Ihren Bruder Victorien einzuziehen, um von Ihnen zu hören, was er macht — was aus ihm geworden ist, denn ich muß ihn auffinden!«

»Victorien — ist ein Schurke — er hat sich vierzigtausend Francs von mir ausgeliehen. Anstatt sie mir aber zurückzugeben, wollte er noch einmal so viel. Aber nichts da — ich verstehe so etwas nicht! Ich habe ihn seitdem nicht wieder zu Gesicht bekommen. Flanquette hat ihn überall gesucht, aber es ist nicht möglich ihn aufzustöbern! Félicien ist mir auch fünfzehntausend Francs schuldig, die ich nie wieder sehen werde! Ja, man soll seinen Brüdern nur gefällig sein! Dank, ich habe genug von diesem Artikel. Auf Ihr Wohl!«

»Ich habe Sie gewarnt,« fängt Herr Flanquette an, »ich habe Ihnen gesagt, daß man seinen Verwandten nie Geld leihen darf! Es ist so viel als verloren! Nicht wahr, Goudmann?«

Goudmann antwortet mit den Augen und mit dem Kopfe, und schlürft gemüthlich an seinem Grenache.

»O gerechter Himmel! wär' es möglich — aber Victorien hat Ihre Schwester zu Grunde gerichtet, er hat uns Alles, Alles genommen, was wir besaßen — ich und sie — unter dem Vorwande es zu verdreifachen!«

»Das überrascht mich gar nicht! Ich halte ihn dessen wohl für fähig! Aber mir ist der Champagner am Ende doch lieber. Dieser Grenache ist zu süß!«

»Mein lieber Adolph, Ihre Schwester Emma ist dadurch in Verlegenheit. Sie werden es doch nicht abschlagen, ihr zwei- oder dreitausend Francs zu leihen? Sie sind doch noch reich — will ich hoffen?«

Der dicke Adolph starrt Madame Sarget mit verblüffter Miene an, wendet sich dann zu seinem Factotum Flanquette und stottert:

»Sind wir noch reich, Flanquette? Sprich, mein Compagnon!«

Herr Flanquette richtet sich mit Anstrengung auf, putzt sich die Nase und sagt:

»Ach, unsere Branntwein-Unternehmungen haben nicht so eingeschlagen, wie wir es erwarteten, was sehr fatal für uns ist. Jetzt haben wir beinahe alle unsere Fonds in Rhum angelegt, und warten erst selbst auf ein Erträgniß. Goudmann, ist der Rhum gestiegen?«

»Ja, er ist mir sehr in den Kopf gestiegen — wie immer — immer.«

»Genug, kein Wort mehr!«

»Wie, Adolph, könnten Sie sich weigern, Ihrer eigenen Schwester zu Hilfe zu kommen?«

»Meine liebe Madame Sarget, ich bin meinen zwei Brüdern zu Hilfe gekommen, und das war ganz genug, es hat mir nicht gut angeschlagen! Uebrigens warum hat meine Schwester Emma Ihr ganzes Vermögen Victorien anvertraut? Das ist ein Unsinn! Und Sie, ihre Vormünderin, Sie konnten so etwas dulden? — Auf Ihr Wohl!«

»Ich, ich!« stammelte die arme Frau, der die Worte in der Kehle stecken blieben. »Ich! — O ja, ich bin sehr strafbar!«

Das Zimmer verlassend, in dem die drei Trunkenbolde schlemmen, gelangt Madame Sarget zu ihrem Wagen; sie hat kaum die Kraft dem Kutscher zu befehlen sie nach Hause zu führen.

Sie kommt nach Hause, zitternd, außer sich, die Augen voll Thränen.

Emma, erschrocken ihre Vormünderin in diesem Zustande zu sehen, schlingt ihre Arme um sie, will sie zu einem Fauteuil führen. Die alte Frau aber duldete es nicht, sondern fällt ihrer Mündel zu Füßen und stottert mit von Thränen erstickter Stimme:

»Verfluchen Sie mich, mein Kind, denn ich, ich allein habe Sie zu Grunde gerichtet! — Sie sind arm, ich besitze nichts mehr. Meine Sehnsucht, mich zu bereichern, hat mich zu Grunde gerichtet und Sie. An mir wäre nichts gelegen, aber Sie! — Sie, die ruhig und glücklich leben könnte, und

ich, ich habe Sie in's Elend gestürzt! O, es ist entsetzlich, ich kann es mir nie vergeben, nie!«

Das junge Mädchen ist gezwungen seine Vormünderin zu trösten, ihr zu schwören, daß es ihr nicht grollt, sondern vergibt und das Mißgeschick mit Fassung und Muth ertragen will.

Dann erst erzählt Madame Sarget Emma Alles, was sie auf ihrer Irrfahrt gesehen und erfahren hat.

Emma ist am tiefsten bewegt, als sie von der Lage ihrer Brüder Félicien und Adolph hört, dann murmelt sie:

»Victorien — ein Schurke? — O nein, ich kann es nicht glauben!«

»Und — und, war Herr Saint-Estève hier?« frägt Madame Sarget mit zitternder Stimme.

»O nein, er hat sich nicht blicken lassen, und ich danke dem Himmel dafür! — Denken Sie nur, Madame Sarget, wie entsetzlich es jetzt für mich wäre, gegen diesen Herrn Verbindlichkeiten zu haben, denen ich nicht mehr nachkommen könnte. Sehen Sie, Madame, in all' unserem Unglücke betrachte ich das Eine als großes Glück, daß es Sie diesen sogenannten uneigennützigen Herrn im wahren Lichte kennen lehrt, der, wie er betheuerte, mich nur meiner selbst willen liebte. Mit meinem Vermögen ist auch er verschwunden wie die Schwalben vor dem Winter.«

»Aber, meine Theure, wir besitzen nichts mehr — nichts! Was sollen wir beginnen? — Was soll aus uns werden?«

»O Madame, wir besitzen ja noch die Einrichtung dieses ganzen Hauses, die beinahe noch neu ist und mich zehntausend Francs gekostet hat; wir werden sie wieder

verkaufen und dann gleich dieses hübsche Haus verlassen; wir werden unsere Diener entlassen, und eine kleine, bescheidene Wohnung miethen, und — ich werde arbeiten.«

»Arbeiten! Sie, Emma, an den Wohlstand, an den Luxus gewöhnt.«

»Warum nicht, Madame? Ich werde es machen wie mein Cousin Felix. Auch er arbeitet jetzt, und er befindet sich darum nicht schlechter, im Gegentheile, ich bin jung, muthig, ich werde für uns Beide arbeiten und stolz darauf sein; ich fühle es, daß mein Leben künftighin für Jemanden von Nutzen ist.«

Zwanzigstes Capitel.

Ein glücklicher Sturz.

Man war im Herzen des Winters.

Felix wußte nichts von all' den Veränderungen, die mit der Stellung seiner Cousine Emma vorgegangen waren; seit er bei dem Concierge in der Rue des Malesherbe Erkundigungen eingezogen und erfahren hatte, daß der schöne Saint-Estève von Madame Sarget als künftiger Gatte Emma's betrachtet und empfangen wurde, hatte er sich geschworen, diejenige nicht mehr aufzusuchen, die nie sein Weib werden sollte.

Jeden Monat wenigstens einmal jedoch begab er sich in den Park von Manceaux, um dem kleinen Bettlermädchen eine Gabe zu reichen, das, ohne seine Frage abzuwarten, ihm traurig sagte:

»Ihre schöne Cousine geht nie mehr hier spazieren!«

Felix suchte in der Arbeit Zerstreuung, und bemühte sich diese Liebe zu vergessen, die er doch vergebens aus seinem Herzen reißen wollte; aber er hatte seine Heiterkeit verloren, und Doctor Shoubert machte vergebliche Versuche, sie ihm wieder zu geben.

Eines Morgens findet der Doctor sich auf der Straße einem starken, fröhlich aussehenden Burschen gegenüber, der ihn grüßt und ausruft:

»Sieh', das ist der Herr Doctor, der Freund meines Milchbruders, der bei meiner Hochzeit war, und dort auf Nagelprobe getrunken hat.«

»O, Sie sind ja Herr Dufilet. In der That, mein Herr, ich hatte das Vergnügen auf Ihrer Hochzeit zu tanzen, am Teiche des Parkes Saint-Fargeau.«

»So ist es. Sie wissen es noch; man hat sich gut unterhalten, nicht wahr?«

»Vortrefflich. Ich meinestheils habe eine angenehme Erinnerung an jenen Abend bewahrt. Und Ihre Frau Gemalin, wie geht es ihr?«

»Laurette? — O, es geht ihr sehr gut. — Es ist schon da!«

»Es ist schon da? — Was?«

»Ich will sagen – es geht ihr jetzt für Zwei. — Hm, verstehen Sie?«

»Ah — Sie wollen vielleicht sagen, daß die Frau Gemalin in interessanten Umständen ist?«

»O, da gibt es kein »vielleicht«. — Es ist! — Schon so groß wie ein kleiner Hammel! — Ich ging eben aus, um mich nach einem Accoucheur zu erkundigen, weil jeden Augenblick — nun, Sie verstehen das ja! — Man darf sich

nicht überraschen lassen! — Herr Dardard will uns zwar durchaus eine seiner bekannten »Madamen« empfehlen — aber meine Frau traut Herrn Dardard nicht. — Laurette sagt: Wenn ich zur Entbindung komme, so wird er statt einer Hebamme eine Kartenaufschlägerin schicken!«

»Ah — Dardard — das ist der Herr mit den Mißverständnissen?«

»Ja — Sie wissen, was er bei der Hochzeit Gigoteau angestellt hat. — Ne, dankeschön — er würde meiner Frau am Ende hinderlich sein niederzukommen!«

»Aber — wenn Sie Niemand in Aussicht haben — so bin ja ich da!«

»Bah, wirklich — können Sie das auch?«

»O, mehr als dreihundert Kinder verdanken mir schon das Leben!«

»Ah — Sie Schelm! — Nun dann ist es abgemacht. Kommen Sie gleich mit mir — zu Laurette, sie wird sich sehr freuen Sie wieder zu sehen.«

Dufilet nimmt den Doctor mit sich in seine Fleischbank. Die schöne Laurette führt Cassa und Buch. Sie erkennt den Doctor augenblicklich und zeigt die größte Freude darüber, ihn zum Accoucheur zu haben. Dufilet seinerseits ist entzückt. Er will seinen Milchbruder aufsuchen, um ihm mitzutheilen, daß sein Freund ihn zum Vater machen wird.

Aber Doctor Choubert sagt zu ihm:

»Bemühen Sie sich nicht, ich werde Felix bald sehen und ihm gewiß mittheilen, daß Madame mir die Ehre erwiesen hat, mich zu ihrem Accoucheur anzunehmen!«

»Und noch mehr: daß Sie auch der meinige sein wer-

den — ich will sagen mein Arzt, wenn ich krank werden sollte —«

Der Doctor hat seine neuen Patienten verlassen. Seine Geschäfte haben ihn in das Faubourg Saint-Martin geführt, plötzlich ertönt neben ihm ein Schrei: es ist eine Dame, die am Glatteis gefallen ist.

Man beeilte sich sie aufzuheben, und Choubert ist einer der Ersten, der hinzuspringt; er ist sehr erstaunt bei näherer Betrachtung zu entdecken, daß die Dame Madame Sarget ist, die er oft sah, als er noch Arzt des verstorbenen Herrn Monlaurent war.

Emma's Vormünderin hat sich nicht verletzt, sondern nur eine leichte Contusion am Knie davongetragen. Der Doctor will einen Wagen rufen, um sie nach Hause fahren zu lassen, die Dame wendet aber ein, sie wohne nur wenige Schritte entfernt.

»Dann nehmen Sie meinen Arm, Madame Sarget, ich werde so frei sein Sie nach Hause zu begleiten, und Ihnen gleichzeitig etwas zu verschreiben — denn nach einem solchen Sturz ist es immer gut etwas zu trinken.«

Madame Sarget hatte den Doctor noch nicht erkannt — es geschieht erst, als er sie nach Hause führt und den Zufall preist, der ihn eben zu ihrem Beistande herbeigeführt hat.

Die alte Dame, noch betäubt von dem heftigen Sturz, sieht Choubert an und murmelt:

»Ah — nun erkenne ich Sie erst, mein Herr, Sie waren Herrn Monlaurent's Arzt!«

»Nicht lange. Aber durch welchen Zufall, Madame, finde ich Sie allein, zu Fuße bei solchem Wetter und in

einem Ihnen so entlegenen Stadtviertel; denn, irre ich nicht, so wohnen Sie Rue des Malesherbe?«

Madame Sarget stößt einen tiefen Seufzer aus, sieht Herrn Choubert an und stammelt:

»O mein Herr, Sie wissen also nichts von unserem Unglück?«

»Unglück! — Ich weiß wirklich nichts — gar nichts, Madame! Sollte auch Fräulein Emma Kummer gehabt haben, — ist ihr ein Leid widerfahren?«

»O mehr als das — viel schlimmer, Herr Choubert! — Wir haben unser ganzes Vermögen verloren — wir sind zu Grunde gerichtet! — Victorien — Emma's Bruder — der, wie er sagte, unser Vermögen verdoppeln, ja verdreifachen wollte, — er ist mit unserem Gelde verschwunden!«

»Wäre es möglich!«

»Und ach — ich bin Schuld daran, mein Herr! — Ich war es, die meiner Mündel gerathen hat, ihrem Bruder diese Summen anzuvertrauen — und nun arbeitet die arme Kleine, um uns zu ernähren! — Sehen Sie, mein Herr, hier wohnen wir, im vierten Stockwerk. Kommen Sie, Sie sollen unsere arme Behausung sehen. Wir wohnen schon seit zwei Monaten hier — und Emma hat sich noch nicht ein einziges Mal beklagt!«

Dem Doctor schnürt es das Herz zusammen. Er kann kaum an das glauben, was er hört. Als er die kleine, bescheidene Wohnung, das einfache, aber reinliche Stübchen betritt, als er das junge Mädchen arbeitend beim Kamin sitzen sieht, in welchem kaum zwei Stückchen Holz brennen, läuft Choubert auf Emma zu, umarmt sie, mit Thränen in den Augen, und flüstert dann:

»Vergeben Sie mir, liebes Fräulein, vergeben Sie mir, mein liebes Kind, wenn ich mir erlaubte — aber als ich Sie so wiederfand — Sie, die ich reich und glücklich gekannt habe — ach — das thut mir so weh', so weh! — O, erlauben Sie mir Sie nochmals zu umarmen, damit ich wenigstens einen kleinen Trost habe.«

Emma drückt freudig des Doctors Hände; sie ist glücklich ihn wieder zu sehen und lächelt, indem sie zu ihm sagt:

»Ach, mein Herr, jetzt im Mißgeschick fühle ich, wie beglückend es ist, Menschen wiederzusehen, die uns lieben, und Sie — Sie sind der Erste, der uns Theilnahme, Freundschaft zeigt, seit wir so unglücklich sind.«

»Aber, liebes Fräulein, warum haben Sie Ihre Freunde nicht wissen lassen, was vorgefallen ist — Ihr Cousin weiß eben so wenig von all dem, als ich noch vor einer Viertelstunde davon wußte.«

Emma schlägt die Augen nieder, als sie antwortet:

»Meine Brüder haben sich geweigert mir zu helfen. Madame Sarget hielt es für überflüssig, sich noch an Andere zu wenden. Und dann muß ich Ihnen gestehen — ich glaubte, mein Cousin sei von unserem Unglück unterrichtet, und dachte: Es ist nicht schön von ihm, daß er nicht kommt, uns zu trösten.«

»Ich wiederhole Ihnen, mein Fräulein, daß Felix Sie noch immer für reich und glücklich hält und im Begriffe, einen schönen Herrn zu heiraten, der Sie auf Ihren Spaziergängen begleitete.«

»Wie? Er glaubte das —«

»Hätte er die Veränderung in Ihrer Lage gewußt, so wäre er schon zu Ihren Füßen.«

»O mein Herr, wie wohl thut es, das zu hören!«

»Madame Sarget hat Ihren Cousin immer sehr unrichtig beurtheilt, weil er einmal das Unglück hatte, sich über ihre Nase lustig zu machen. — O die Weiber! Wer ihre Eitelkeit verletzt, dem vergeben sie nie! Aber dieser junge Mann, den Sie heiraten sollten, und der ja reich ist, dieser Herr Saint-Estève, wie kann er Sie in dieser Lage lassen?«

»Herr Saint-Estève! — O, seit ich mein Vermögen verloren habe, sah ich ihn nur auf der Straße — und da wandte er den Kopf ab, um mich nicht grüßen zu müssen.«

»Der Bengel!«

»O mein Herr, Sie müssen doch zugeben, daß es ein großes Glück für mich ist, diesen Herrn nicht geheiratet zu haben.«

»Bei Gott, ja — das ist ein großer Trost für Sie!«

»Aber welcher Zufall führte Sie heute Morgens hieher, Doctor?«

»Es ist wirklich ein Zufall, Madame Sarget thut einen Fall auf der Straße, und da sie keinen Schaden genommen hat, so segne ich den Himmel dafür, denn dadurch habe ich erfahren, was Ihnen begegnet ist.«

»Doctor, ich kann es nicht glauben, daß Victorien uns ganz zu Grunde gerichtet hat!« murmelt Madame Sarget. »Wollten Sie so gut sein, Erkundigungen einzuziehen, denn von seinen beiden Brüdern konnte ich nichts erfahren.«

»Ja, Madame, ja, rechnen Sie auf mich, ich werde nachfragen, forschen, o, ich bürge Ihnen dafür, sichere, verläßliche Nachrichten zu bringen. Ich habe einen Freund, der bei der Präfectur der Polizei angestellt ist, von ihm

werde ich erfahren, was aus Victorien geworden ist. Und nun auf Wiedersehen, mein Fräulein.«

Und der Doctor fügt ganz leise hinzu, als er Emma die Hand drückt:

»Noch heute wird Felix erfahren, daß Sie nicht mehr die reiche Erbin sind — und ich bürge Ihnen dafür: ihn wird es nicht hindern, Sie zu grüßen!«

Emma antwortet nichts, sondern drückt kräftig des Doctors Hand, und das war ausdrucksvoller, als Worte es vermocht hätten!

Einundzwanzigstes Capitel.

Nur nicht zu viel.

Im Laufe des Abends, der dem Besuche des Doctors folgte, welcher Emma neue Freude und Hoffnung gegeben hat, während ihre Vormünderin noch immer kläglich seufzt, bringt der Portier einen Brief für die Damen.

Er ist an Madame Sarget gerichtet. Allein diese, die schlechte Augen hat, sagt zu dem jungen Mädchen:

»Lesen Sie mir das, mein liebes Kind; übrigens vermuthe ich, daß es Sie eben so betrifft wie mich. Der Brief ist vielleicht von Doctor Choubert, der uns irgend eine gute Nachricht zu melden hat.«

Emma öffnet den Brief, aus dem zwei Billets, jedes zu tausend Francs, fallen.

»Guter Gott! Banknoten!« ruft die alte Dame aus. »O, ich war immer überzeugt davon, daß Victorien uns nicht so ganz verlassen hat. Der Brief ist doch von ihm, nicht wahr, mein Kind?«

»Ich sehe keine Unterschrift, Madame!«

»Aber man hat doch geschrieben — Lesen Sie, lesen Sie schnell.«

Die schöne Emma las tiefbewegt das folgende Briefchen:

»Von Ihrem Unglücke unterrichtet, beeilt man sich Ihnen augenblicklich diese kleine Beihilfe zu senden; weisen Sie dieselbe nicht zurück und machen Sie sich keine Sorge um die Zukunft. Sie werden alle sechs Monate dieselbe Summe erhalten, bis — bis man in der Lage sein wird, die Sachen besser zu arrangiren.«

»Ach, dieses Glück! Und es ist wirklich keine Unterschrift?«

»Nein, Madame.«

»Aber Sie müssen doch die Schrift Ihres Bruders Victorien erkennen?«

»Nein, es ist nicht die Schrift meines Bruders — diese hier ist mir vollkommen unbekannt. Sie glauben also, Madame, daß diese Hilfe nur von meinem Bruder Victorien kommt?«

»Aber gewiß! Wer sonst als er könnte uns diese Summe schicken, und für jedes halbe Jahr denselben Betrag versprechen! — Das ist gewiß nur eine kleine à Conto-Zahlung dessen, was er Ihnen schuldet, mein Kind; aber es beweist wenigstens, daß er nicht Alles verloren hat, wie man sagt, und wer weiß, ob seine Speculationen nicht plötzlich noch ein gutes Ende nehmen.«

Emma theilt Madame Sarget's Ansichten nicht; sie hat andere Ideen, welche mitzutheilen sie sich wohl hütet; und die Damen gehen zur Ruhe, jede mit neuer Hoffnung belebt und mit weniger Unruhe über ihre Zukunft.

Am folgenden Tage erwartet man den Doctor mit Ungeduld; man glaubt, seine Nachrichten werden jeden Zweifel über den Schreiber dieses Briefes lösen.

Choubert kommt endlich gegen zwei Uhr des Nachmittags; sein Gesicht ist ernst — sehr ernst, Madame Sarget jedoch läßt ihm kaum Zeit sie zu begrüßen, sie zeigt ihm den Brief und die zwei Banknoten und sagt:

»Sehen Sie — Sehen Sie, Doctor, wir haben Neuigkeiten — gute Neuigkeiten, Gott sei gelobt! Das schickt uns Victorien, zweitausend Francs, und verspricht uns eben so viel für jedes halbe Jahr. Ach, ich habe es immer gewußt, daß dieser Bursche nicht so schlecht ist.«

Der Doctor runzelt die Stirne, wirft einen Blick auf den Brief und sagt:

»Warum vermuthen Sie, Madame, daß dieser Brief von Victorien ist? Ist er von ihm unterzeichnet?«

»Nein, aber wer sonst könnte uns dieses Geld senden?«

»Ach, Sie haben Niemand im Verdacht — ich wette, Fräulein Emma hat eine andere Vermuthung als Sie.«

Emma lächelt und sieht den Doctor hocherfreut an.

»Aber, mein Herr,« sagt Madame Sarget, die sich mit aller Gewalt an ihre letzte Hoffnung anklammert, »warum wollen Sie nicht zugeben, daß diese Hilfe uns von Victorien kommt?«

»Warum? Ich will es Ihnen sagen, Madame, denn Sie müssen endlich doch die ganze schreckliche Wahrheit erfahren. Dieser Schleier, der Sie blind macht, und die Brüder dieses Fräulein so schlecht beurtheilen läßt, muß endlich fallen — über diese jungen Leute, die so lächerlich — nein, so so dumm von ihrem Vater erzogen worden sind. Victorien

konnte Ihnen diesen Brief nicht schicken, denn Victorien ist todt schon seit einem Monat — er hat sich im Gehölz von Meudon eine Kugel durch den Kopf gejagt.«

Madame Sarget stößt einen Schrei aus, und verbirgt das Gesicht in ihren Händen.

Emma sinkt auf einen Stuhl und bricht in Thränen aus. Der Doctor faßt ihre Hand und sagt:

»Verzeihen Sie mir, mein Kind, daß ich Ihnen diese Nachricht auf so brutale Weise mittheile. — Aber mit dem Unglücke halte ich es wie mit einer gefährlichen Operation; ich bin dafür, die Sache schnell und ohne Zaudern abzumachen. Uebrigens glauben Sie mir — bedauern Sie Ihren Bruder nicht! Es war ein Spieler — Spieler mit Leidenschaft, ja Wahnsinn. An der Börse hat er angefangen sich zu Grunde zu richten, und das Eigenthum Anderer zu verlieren. Die letzten hunderttausend Francs, die Sie ihm geliehen haben, hat ein einziger Abend in einer Partie Landsknecht verschlungen. Wenn man so weit gekommen ist, wenn man ohne Gewissensbisse fremdes Eigenthum verliert, so hat man nicht weit zum Verbrechen. Victorien hat sich getödtet, es war das Beste, was er thun konnte — nochmals, beklagen Sie ihn nicht!

»Ihr Bruder Félicien hat sein Vermögen durch die Weiber verloren, mit Courtisanen, Maitressen, die sich über ihn lustig machten und ihn zum Narren hielten. Wenigstens hat er nur sein Eigenthum verloren oder doch nicht viel mehr. Das Schlimmste an der Sache ist, daß seine Gesundheit in einem beklagenswerthen Zustande ist! Ich habe ihn heute Morgen gesehen — er macht mir Angst.

»Noch bleibt Ihr Bruder Adolph. Dieser ist im

Zuge seine Gesundheit und sein Geld zu verlieren, er hat sich dem Trunk ergeben, denn Wein — das schändlichste Laster des Menschen, denn es stellt ihn nicht dem Thier gleich, sondern unter das Thier und reiht ihn in den Rang der Idioten. Ihr Bruder ist von Spitzbuben umgeben, die seine Neigung dazu benützen, ihn auszuziehen, unter dem Vorwande ihn bedeutende Speculationen in Alcohol machen zu lassen. Ich gebe ihm nicht drei Jahre — um keinen Sou mehr in der Tasche zu haben und zu jeder Arbeit unfähig geworden zu sein.

»Nun, Madame Sarget, das sind die Folgen dieser strengen, ernsten Erziehung, die Herr Monlaurent seinen Söhnen gegeben hat.

»Anstatt Félicien zu lehren um zehn Uhr schlafen zu gehen, die Augen vor jedem weiblichen Wesen niederzuschlagen, sie zu meiden, hätte er seinem Sohne einige Vergnügungen, einige — Thorheiten, die in seinem Alter natürlich waren, gestatten sollen. Dann hätte er, sobald er sein eigener, freier Herr geworden war, sich nicht zügellos einer Leidenschaft hingegeben — deren Kehrseite er schon kennen gelernt haben würde.

»Hätte er Adolph nicht immer Wasser in den Wein gegossen, so hätte sich dessen keine so lebhafte Sehnsucht bemächtigt, sich den Tafelfreuden zwanglos zu überlassen — eine Freude, in die er sich jetzt mit Wollust stürzt, weil man sie ihm früher verboten und strenge entzogen hat.

»Was Victorien betrifft, so erlaubte sein Vater ihm nicht, eine Karte zu berühren, er verbot ihm, ein Kaffeehaus zu betreten, Billard zu spielen. — Hätte dieser junge Mensch aber damals einige hundert Francs verloren — so

würde dies seinen Vater nicht zu Grunde gerichtet haben — aber Victorien hätte bei Zeiten verstehen und einsehen gelernt, welche Thorheit es ist, auf das Spiel als Bereicherungsquelle zu rechnen!

»Und nun betrachten Sie, neben diesen drei jungen Männern — Felix Albrun, den sein Onkel mit solcher Härte behandelt hat, weil er das Vergnügen unter diesen drei verführerischen Gestalten: Weiber, Wein und Spiel — liebte. — Ja, er liebte all' das — aber wie alle jungen Männer — ne quid nimis! nur nicht zu viel! sagt die lateinische Fabel. Phädra's Grundsatz ist gut; — man muß genießen, aber nicht mißbrauchen! — Wenn man zu früh weise ist, so riskirt man, es späterhin gar nicht zu sein, während dieses »liederliche Tuch« — wie Herr Monlaurent seinen Neffen nannte — jetzt eine ausgezeichnete Stelle bekleidet, längst einen Antheil an dem Geschäft hat, in dem er arbeitet, von seinem Herrn geachtet und geliebt wird, nur daran denkt, vorwärts zu kommen — und — Ihnen sehr schnell diese zweitausend Francs gesandt hat (seine ersten Ersparnisse) — und sich glücklich fühlt Ihnen beweisen zu können, daß Ihr Mißgeschick seine Gefühle nicht geändert hat!«

»Wäre es möglich!« stammelt Madame Sarget, »dieses Geld — es kommt von Felix!«

»Ja, Madame, ich unterrichtete ihn gestern von Ihrer gegenwärtigen Lage — und Sie sehen, er hat nicht gesäumt ein Lebenszeichen zu geben!«

»O — ich hatte gleich errathen, daß dieser Brief von meinem Cousin kommt!« sagte Emma, sich die Thränen trocknend.

»Er ist also wirklich solide, vernünftig?«

»O gewiß! Er ist es so, wie der heilige Paul gesagt hat: Oportet sapere ad sobrietatem! Man muß vernünftig sein mit Maß! — Nun, Madame, werden Sie die Besuche meines jungen Freundes noch immer nicht empfangen wollen?«

»Gewiß, Doctor, ich sehe ein wie ungerecht ich gegen ihn war. — Armer Junge — er wird mir grollen!«

»Alles ist vergessen, verehrte Frau!« ruft Felix in das Zimmer stürzend aus, umarmt Madame Sarget und küßt die Hände seiner Cousine, die, sobald sie ihn sieht, jeden Kummer schnell vergessen hat.

»Wie, Felix? War er denn hier?« fragt die alte Dame.

»Ja — er folgte mir,« sagt der Doctor. »Und nun — da ich es nicht liebe, die Dinge lange herumzuziehen, nun, Madame Sarget, bitte ich Sie um die Hand Ihrer Mündel Emma Monlaurent für ihren Cousin Felix Albrun!«

»O Doctor — ich bin nicht mehr Vormünderin, denn ich habe nichts gemacht als Dummheiten! — Emma hat zu antworten und ich billige im Voraus, was sie thun wird.«

Emma erröthet und reicht ihrem Cousin die Hand mit den Worten:

»Hier meine Antwort! — Aber ich bin jetzt arm, Felix —«

»Meine liebe Emma, ich segne diese Armuth, denn sie ist es, die mich zu deinem Gatten macht!«

Sechs Wochen nach diesem Tage führt Felix seine Emma auf die Mairie. Doctor Choubert und Felix' Chef sind seine Zeugen. Die Braut hätte gewünscht, ihre zwei Brüder zu Zeugen zu haben, aber Felicien kann das Zim-

mer nicht mehr verlassen, und Adolph war mit Flanquette nach der Champagne gereist, um dort bessern Wein zu trinken, als in Paris.

Dufilet und seine Frau, die man zur Hochzeit geladen hat, finden sich zuerst auf der Mairie ein, und als das Brautpaar aufgerufen wird, sagt die schöne Laurette leise zu ihrem Mann:

»Siehst Du, dein Milchbruder macht es nicht wie Du — er kommt gleich, wie man ihn ruft; er ist bereit — er hat sich nicht die Schuhe ausgezogen!«

»Unsinn! Er trägt ja Stiefel!« antwortet Dufilet.

Die Prophezeiungen des Doctors gehen nur zu bald in Erfüllung.

Nach Verlauf von acht Monaten war Félicien an der Lungensucht gestorben; im nächsten Jahre war Adolph, dessen Vermögen in Folge der Speculationen mit dem Hause Flanquette und Goudmann zu fünfzehnhundert Francs zusammengeschmolzen war — vom übermäßigen Genuß des Weines moralisch und physisch derart zu Grunde gegangen, daß er sich zu jeder Beschäftigung total untauglich erwies. Wohin die Leidenschaft des Spieles Victorien gebracht hat, wissen jene, die meine Geschichte bis hieher gelesen haben.

Felix aber denkt nur daran eine ehrenvolle Stellung in der Welt einzunehmen, erwirbt durch seine Arbeit ein genügendes Capital und ist zu gleicher Zeit ein guter Gatte und ein guter Vater.

Und doch hatte er die W e i b e r geliebt, das S p i e l und den W e i n, aber — ne quid nimis!

Ende.



Druck [illegible] in Wien.







